3/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427–5217

FREIE WELT

Schwimm-Versuche

Visite bei Bulgariens Schiffs-Forschern

Winter in der Mongolei

FW-Reporter berichten über eine nicht alltägliche Reise

Nachts an der Trasse

FREIE WELT bei den Grabenziehern des Erdgasleitungsbaus in der Sowjetunion

★ Inhalt

Erdgastrasse
Bei den Bauarbeitern aus der DDR an der Erdgasleitung Jelez–Serpuchow
Seite 4

Bildinformation
Wrangel-Land, eine Insel am „Ende der Welt", einbezogen in das Programm zur Erschließung der arktischen Regionen der UdSSR
Seite 10

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Schiffbau
Im Warnaer Institut für Schiffshydrodynamik umgesehen **Seite 16**

Historie
40 Jahre Jalta **Seite 19**

Völkerschaften
Antworten auf Leserfragen
Seite 20

Tourismus **Seite 24**

Memoiren
Die späte Karriere eines Generals **Seite 26**

Dokumentation
Als die Köpfe wieder denken lernten **Seite 28**

Skizzen
„Ansichtskarten" aus Georgien – gezeichnet von Harald Kretzschmar
Seite 30

Bühnenspaß
Die Pferde vom Bolschoitheater **Seite 32**

Literatur
Anatoli Kim: „Staubwirbel" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die zwölf Monate" **Seite 40**

Polemik
Verkäufer des Todes
Seite 42

Leserforum **Seite 44**

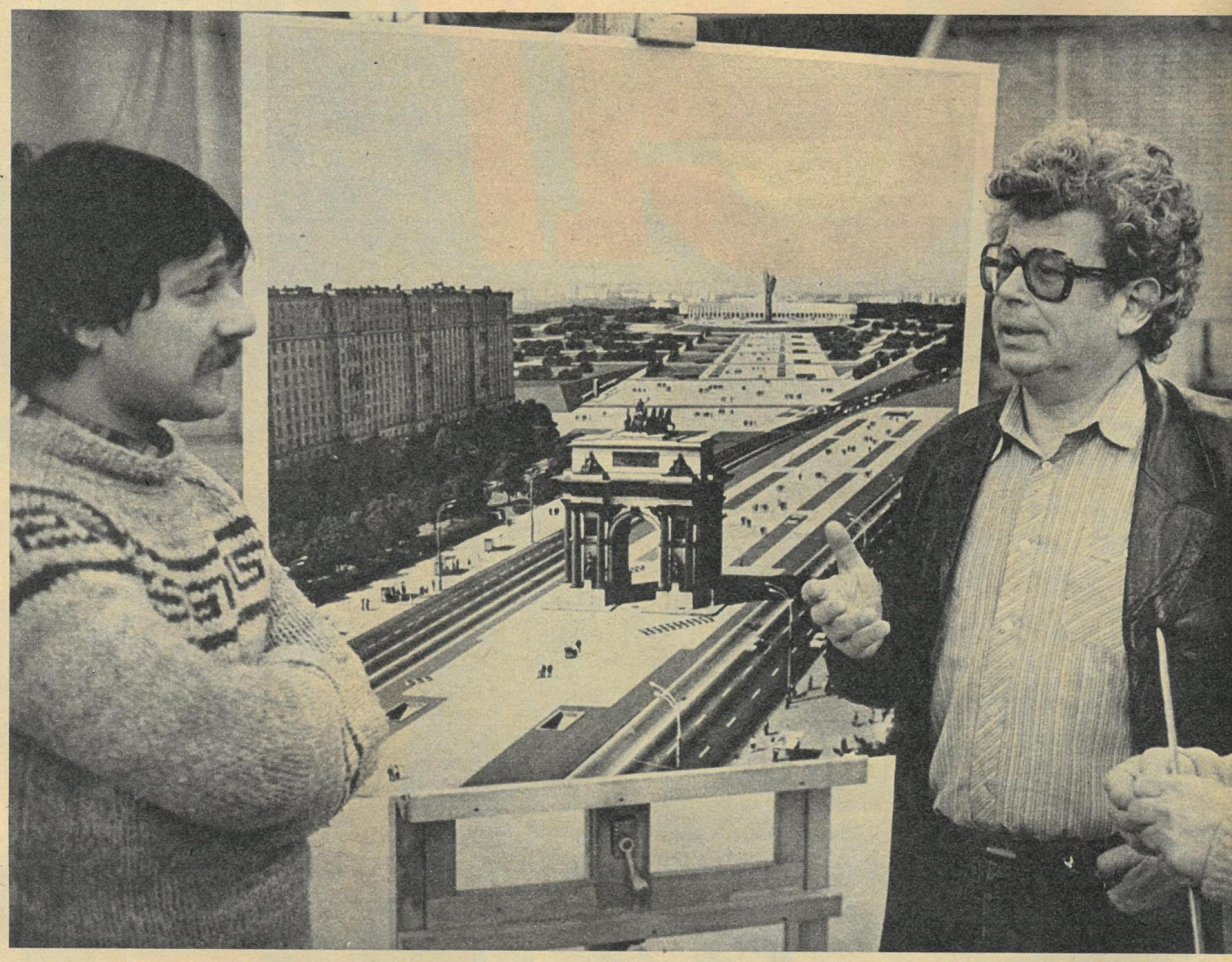
Reisebericht
„Eine offne Jurte für den Freund" – Notizen von einer Winterreise in die Mongolei **Seite 46**

Sport
Oberhofer Schlittenfahrt – Beobachtungen bei den Weltmeisterschaften im Rennschlittensport **Seite 52**

Titelfoto:
Volkmar Billeb fotografierte den Trassen-Brigadier Hans Nitschmann

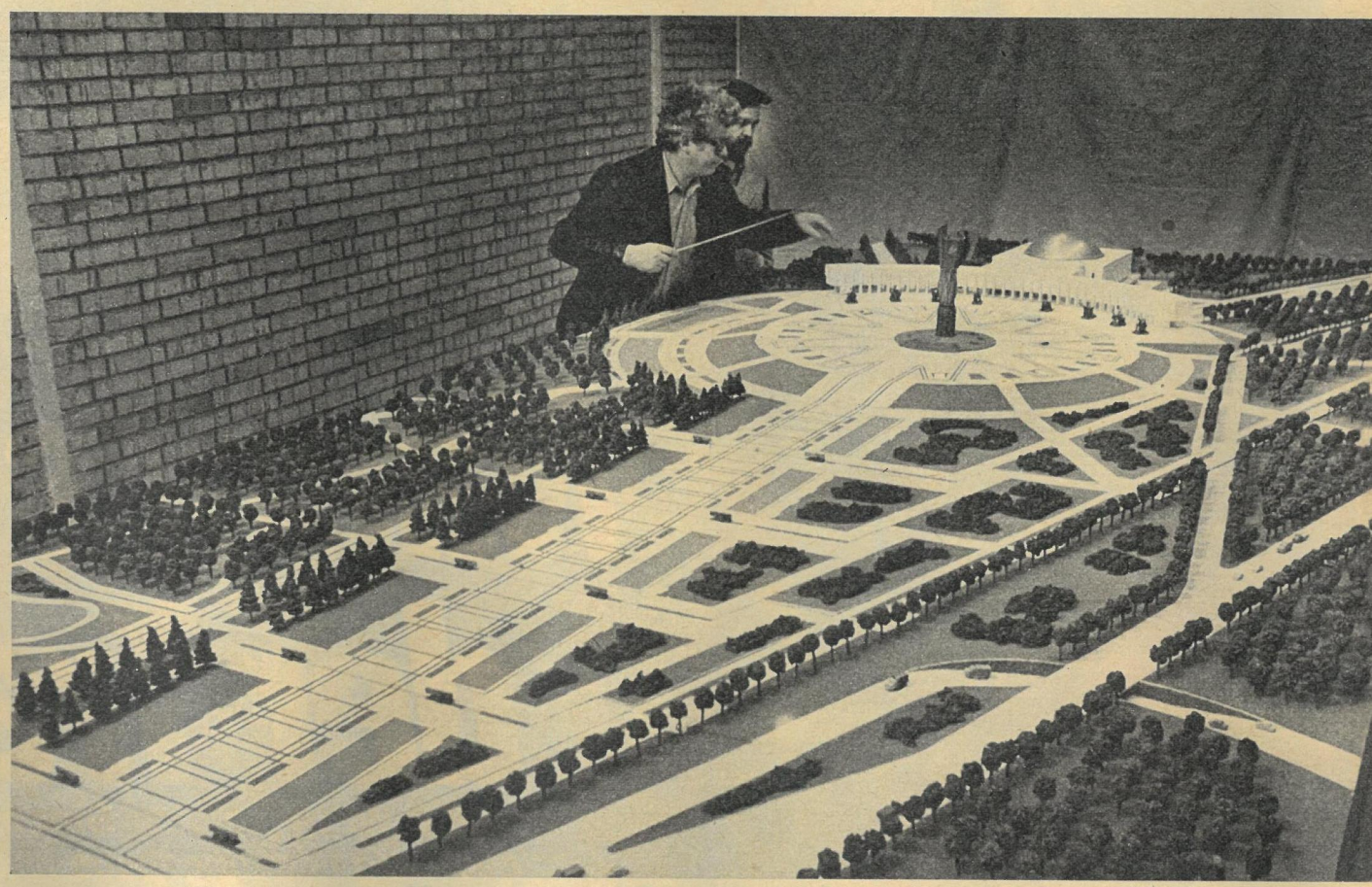
Redaktionsschluß für dieses Heft: **27. 1. 1985**

★ Im Blickpunkt



Den Toten und den Lebenden

Noch ist es Zukunftsvision, mit den Mitteln der Fotomontage auf der Staffelei (oben) ins Bild gesetzt: Die Silhouette des Siegesbanners an Moskaus Himmel, um das herum auf 135 Hektar der größte Denkmals-



komplex für die Jahre 1941 bis 1945 entsteht, der je geschaffen wurde. FREIE WELT hatte Gelegenheit, das gerade fertiggestellte und bestätigte Arbeitsmodell im Atelier der Bildhauer zu besichtigen.

Großen Vaterländischen Krieg nicht heimkehrten", sagt Juri Tschernow, Sekretär des Künstlerverbandes der UdSSR, der nach dem Tode von Nikolai Tomski zusammen mit Oleg Kirjuchin die Leitung des Bildhauerkollektivs übernommen hat. „Das Ensemble", erklärt er uns, „beginnt mit dem Eröffnungskomplex, der den ersten Tag des Krieges symbolisiert. Dann führt der Weg über die fast kilometerlange Allee des Sieges vorbei an 1418 Wasserfontänen – für jeden Kriegstag ein Strahl. Die fünf allmählich aufsteigenden Terrassenkomplexe, in denen an Wandreliefs die Ereignisse und Daten jeweils eines Kriegsjahres dokumentiert werden, münden schließlich in einem Rondell, das den Durchmesser von 230 Metern hat (das entspricht etwa der Ausdehnung des Roten Platzes.). Hier erhebt sich die zentrale Plastik aus rotem Granit, 72 Meter hoch, die das sieghafte Sowjetvolk unter dem Banner Lenins darstellt. Der Platz wird eingefaßt von acht rund vier Meter hohen Figurengruppen, die das Schicksal eines unbekannten Soldaten von der Verabschiedung an die Front bis zum Siegesfrühling 1945, dem Sturm des Reichstages in Berlin und dem Empfang in der Heimat verfolgen. Den Abschluß des Platzes bildet eine 200 Meter lange Galerie und dahinter ein Gebäudekomplex mit der Halle des Ruhmes und vier großen Ausstellungssälen."

Warum solch ein Denkmal und warum gerade jetzt? „Der Regierungsbeschluß zur Errichtung eines Denkmals des Sieges war schon 1957 gefaßt worden", sagt Tschernow. „An der ersten Ausschreibung 1958 habe ich noch als Student teilgenommen. Wir wollten, daß es das letzte Denkmal in Moskau wird, das den Krieg zum Thema hat. Die Jahre der Entspannung machten uns glauben, daß wir uns damit Zeit lassen können. Doch die Zuspitzung der internationalen Situation hat nunmehr unsere Arbeiten forciert, den Friedenswillen und die Friedenskraft des Sowjetvolkes auch auf diese Weise unübersehbar zu demonstrieren."

Der Hügel, wo einst Moskaus Stadtgrenze nach Westen war und heute der Kutusow-Prospekt zu Ende ist... Wer auch immer hier in die Fremde zog, fand stets Zeit zum Abschiednehmen auf der Anhöhe: Lebt wohl unter den Dächern dort und haltet die Herdfeuer warm für unsere Rückkehr. Man verbeugte sich noch einmal vor dem heimatlichen Panorama, daher auch der Name: Poklonnaja-Berg. Napoleon wartete an dieser Stelle, um die Schlüssel Moskaus in Empfang zu nehmen. Vergeblich, wie man weiß, denn das Herz Rußlands beugte sich nicht dem Willen des Eroberers und zwang ihn zum ruhmlosen Rückzug. Der Triumphbogen, der die Straße in der Mitte überspannt, und das einen Steinwurf davon entfernte Panorama der Schlacht von Borodino halten die Erinnerung daran wach.

„Ein Platz, den man nicht besser hätte auswählen können zum Gedenken an all diejenigen, die aus dem

Dietrich Pätzold (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Keine nachträgliche Umdeutung!

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Andrej Gromyko sagte vor Journalisten: „Es gilt, was in Genf verhandelt und aufgeschrieben worden ist." Und er warnte vor einer „nachträglichen Umdeutung".
Warum sieht sich die Sowjetunion zu derart ernsten Hinweisen gezwungen – so kurz nach Genf?
Auf der US-Basis Waldheide bei Heilbronn gab es einen Unfall. Drei GIs starben, 16 wurden verletzt. Eine Pershing-2 war in Brand geraten.
Nun hat der sowjetische Außenminister gerade betont: „Wir haben die Vereinigten Staaten von Amerika recht deutlich darauf hingewiesen, daß sie, wenn sie die Stationierung fortsetzen, die Verhandlungen in Frage stellen würden."
Welche Reaktionen gibt es in Washington und Bonn auf das Pershing-2-Unglück? Der für die Stationierung in Westeuropa zuständige amerikanische Brigadegeneral Robinson griff in seiner Villa am Rande Washingtons zu seinem Dienstrevolver und schoß sich eine Kugel in den Kopf. Obwohl es doch „ein harmloser Unfall" gewesen sein soll und die Rakete „nicht mit einem nuklearen Sprengkopf ausgerüstet"? Vierhundert Meter vom Unglücksort entfernt befindet sich ein Arsenal nuklearer Sprengköpfe. Viertausend Meter entfernt liegt die Stadt Heilbronn. Und dicht daneben Neckarsulm, wo Pershing-2-Raketen in ständiger Bereitschaft sind. In Washington und auf der Bonner Hardthöhe wurde eilfertig erklärt, das Unglück habe keine Auswirkungen auf die weitere Stationierung.
Der Abteilungsleiter im Pentagon, Richard Perle, der übrigens zur US-amerikanischen Abrüstungsdelegation gehören wird, betonte: „Die USA können durch keine internationalen Verpflichtungen an der Stationierung im All gehindert werden." Sicherheitsberater McFarlane am 15.Januar in Paris: „Wir gehen mit gutem Willen und ernsten Absichten in die Verhandlungen, aber auch mit der Entschlossenheit, unser Weltraumwaffen-Programm voranzutreiben."
Was wurde in Genf vereinbart? Je eine Delegation beider Seiten soll in jeweils drei Gruppen über die Probleme Weltraumwaffen, Strategische Kernwaffen und Kernwaffen mittlerer Reichweite verhandeln. Und zwar im Komplex! Denn eins ist ohne das andere nicht zu lösen. Über Strategische Kernwaffen kann man nicht verhandeln, ohne über Kernwaffen mittlerer Reichweite zu reden. Amerikanische Mittelstreckenraketen wie die Pershing-2 erreichen nämlich in der Sowjetunion strategische Ziele und nehmen, wenn sie in Westeuropa stationiert sind, selbst strategischen Charakter an. Sowjetische Mittelstreckenraketen dagegen wie die SS-20 erreichen von Europa aus die USA nicht. Andererseits ist es unmöglich, mit Erfolg Fragen der verschiedenen Kernwaffensysteme zu verhandeln, ohne zu Vereinbarungen zu gelangen, die bewirken, daß der Weltraum sauber bleibt. Darum „Verhandlungen im Komplex".
Washington nennt seine geplanten Weltraumwaffen „Verteidigungswaffen". Andrej Gromyko nannte das Wort „Verteidigung" für die amerikanischen Weltraumpläne „heuchlerisch"; in Wahrheit sei es „ein aggressiver Plan". In der Tat würde die Stationierung amerikanischer Waffen im All den USA die Fähigkeit des Erstschlags sichern, ohne den Gegenschlag oder Rückschlag fürchten zu müssen. Der Hamburger „Stern" beschrieb das Problem mit den Worten: „Die USA, dann selber unangreifbar, hätten die Möglichkeit, mit ihren MX- oder Minuteman-Raketen die Machtzentren der Sowjetunion zu zerstören." Oder mit der Pershing-2 und der Cruise-Missiles in Westeuropa. Eine bösartige Unterstellung? „Moskau – Sitz des Bösen", „militärische Überlegenheit", „Recht zum Erstschlag", „Vorherrschaft": Diese Erklärungen US-amerikanischer Politiker und Militärs stehen unwiderrufen im Raum.
Die Geschichte unseres Jahrhunderts lehrt, daß die Anhäufung von immer mehr Waffen den Frieden verletzlicher macht. Das gilt auch für die sogenannte Forschung und Entwicklung, die sich die USA auch jetzt noch für den Weltraum vorbehalten. Wozu – wenn Verhandlungen zu Vereinbarungen über Stopp, Verbot und Abrüstung führen sollen? Gromyko sagte, „die stärksten Worte reichten nicht aus, um die Gefahren zu schildern, die in einem ‚Krieg der Sterne' drohen."
Und schließlich: Woran der Mensch vorzeitig stirbt, durch welchen Raketentyp, welches Waffensystem: Das dürfte ihm wohl gleichgültig sein. Leben und Sicherheit sind heute letztendlich nur dadurch zu erzielen, daß Waffenarsenale abgebaut werden. Und zwar nach dem Prinzip der Gleichheit und der gleichen Sicherheit.
Man könnte schon jetzt so viel tun. Zum Beispiel feierlich auf den nuklearen Erstschlag verzichten, wie es die Sowjetunion einseitig getan hat; alle Kernwaffenversuche einfrieren, das heißt angesichts des bestehenden annähernden Gleichgewichts den Arsenalen keine neuen Kernwaffen hinzufügen: Das und manches andere wäre jetzt möglich, sofort, ohne Verhandlungen, vor Verhandlungen, damit diese erleichtert werden...
Deshalb müssen die gewiß langwierigen, komplizierten Verhandlungen sachlich, ernsthaft, ohne Tricks, ohne den Versuch geführt werden, den Partner hinters Licht zu führen und ihm gegenüber einen Vorteil zu erlangen. Deshalb dürfen Mißtöne nicht überhört, muß Fehlinterpretationen und „nachträglichen Umdeutungen" entschieden entgegengetreten werden.
Es gibt viele Stimmen der Vernunft. Auch in Bonn. Auch in Washington. Ihre Zahl wächst an. Zum Vernünftigen, was gesagt wurde, gehört auch dieses: „Ich werde keinen Plan für neue Arbeit und Kriegsmaschinen mehr zur Kenntnis nehmen; denn die Technik hat ihre Grenzen erreicht."
Der das sagte, hieß Julius Frontinus. Er war militärtechnischer Berater des römischen Kaisers Vespasian, der von 9 bis 79 nach der Zeitenwende regierte...

Motoren dröhnen durch die Nacht. Ketten knirschen über tiefgefrorenen, weißen Untergrund. Vermummte Gestalten huschen umher. Lichtkegel zerschneiden die Finsternis, lassen Schneeflocken in ihrem Schein tanzen, beleuchten die Szenerie. Nachtschicht an der Trasse. Über 295 Kilometer, zwischen Jelez und Serpuchow, wird sich der Rohrstrang nach seiner Fertigstellung erstrecken, sich durch das scheinbar ebene Mittelrussische Hochland ziehen, unter fruchtbarer Ackerkrume, durch idyllische Wälder, vorbei an bedeutenden Industriestädten wie Tula oder an Tolstois Geburtsort Jasnaja Poljana.

Aber auch durch 162 meist sumpfige Einschnitte in der Landschaft müssen sich die Trassenbauer aus der DDR durcharbeiten. Wie sie das im Thälmannaufgebot bewältigen, erlebten FW-Reporter bei den Männern in der

Senke 99

Ein Bericht von Hajo Obuchoff (Text)
und Volkmar Billeb (Foto)

Senke 99

Nichts deutet darauf hin an diesem kalten Wintermorgen, daß es der längste Arbeitstag auf unserer Reise werden soll. Den bedeckten Himmel, der wieder schlechtes Fotolicht befürchten läßt, ignorieren wir. Es ist 7.00 Uhr früh. Vor dem Speisesaal des Trassenlagers bei Dubna, einem Ort von etwa 9000 Einwohnern in der Nähe der alten russischen Stadt Tula, wartet Klaus Dörfler schon auf uns. Er ist Brigadier und begleitet uns auf dem Weg zu den Arbeitsplätzen. Über Dutzende Kilometer verstreut arbeiten die Männer dieser Jugendbrigade, die den Namen von General Karbyshew, eines Helden der Sowjetunion, trägt. Sie gehören zum Gewerk Rohrgraben, sind Bagger- und Raupenfahrer, die an der Trasse den Schweißern folgen und den Graben ziehen, in dem später der isolierte Rohrstrang versenkt wird. Außerdem gehören zum Kollektiv noch Schlosser und Elektriker, die die Baumaschinen warten und reparieren. „Wir fahren zur Senke 99“, sagt Klaus. „Bei dem Frostboden schaffen wir es sogar mit eurem Lada. Aber es gab schon Zeiten, da sind kaum unsere Kettenfahrzeuge durch den Morast gekommen.“ Eine gute Stunde sind wir unterwegs über schmale Landstraßen, durch verschlafene, in Schnee gehüllte Dörfer, auf holprigen Feldwegen. Zeit für Klaus Dörfler, etwas über sich und seine Kollegen zu erzählen.

Monolog eines Montage-Jubilars
oder
Ein Kollektiv ist so gut wie sein Leiter

„Seit meinem 18. Lebensjahr bin ich auf Montage. Habe Halle-Neustadt mit aufgebaut. Jetzt bin ich 38. Könnte eigentlich eine Jubiläumsfeier organisieren. An der Trasse bin ich über zwei Jahre. Seit dem 23. November 1982. Inzwischen ist auch meine Frau Marlit als Sachbearbeiterin bei uns. Und meine 19jährige Tochter wird demnächst an die Trasse kommen. Aber sie geht gleich ins Gebiet Perm als Köchin. Es sieht so aus, als hätte ich meine ganze Familie mit meiner Leidenschaft für das Montageleben angesteckt. Die meisten unserer Kollegen haben es nicht so gut wie ich. Da sind die Familien zu Hause. Das ist nicht immer leicht, vor allem für jene, die früher nicht auf Montage gearbeitet haben. Besonders an Feiertagen wie Weihnachten oder Silvester macht das Heimweh zu schaffen. Wir haben Kollegen, wenn die drei, vier Tage keine Post erhalten haben, dann stehen ihnen die Tränen in den Augen. Und wenn es gar zwei, drei Wochen sind, kannst du so einen auf der Arbeit fast vergessen. Zum Glück ist unser Oberbauleiter, Peter Mühle, ein erfahrener, ein einfallsreicher Mann. Der kennt die Auslandsmontage, war auch schon mehrere Jahre in der Mongolei. Der weiß, wie man die einzelnen Kollegen anpacken muß. Mit seinen Einfällen begeistert er jeden. Da war die Sache mit dem Schwein. Wir mästen ein Schwein, hieß es, kauften das Tier bei einem Bauern und bauten einen Stall mit Auslauf, Kufen darunter, und so wurde unsere Piggi immer mitgezogen. Essenabfälle gab's genug. Als das Schwein schwer genug war, veranstalteten wir ein zünftiges Schlachtefest. Ja, Tiere hatten wir genug: Hunde, Katzen und später nochmal zwei Schweine. Jetzt träumen wir von einem Pferd…

Aber auch auf anderen Gebieten versteht es unser Chef, die Jungs zu interessieren. Wir haben einige findige Schlosser in der Truppe. Mit vielen Tricks und Ideen haben sie auch in der Freizeit die unterschiedlichsten Maschinen, Fahrzeuge oder Motoren, die in den zwei Jahren Arbeit arg mitgenommen waren, wieder funktionstüchtig gemacht. Am lustigsten ist vielleicht die Geschichte mit dem ‚Panzer'. Das heißt, es handelt sich um ein Amphibienfahrzeug. Eines Tages kommt Peter mit der Nachricht, er habe bei den Kollegen vom sowjetischen Erdgasleitungsbau ein solches Fahrzeug gesehen. Und als er nebenbei fragte, was damit sei, antworteten sie ihm: ‚Das Ding ist nur noch fünf Tonnen Schrott wert.' Bei uns wurde gerade ein Zwischenlager abgebaut, da fällt immer Schrott an. Die fünf Tonnen hatten wir. Kannst du dir vorstellen, was für einen Jubel das gab, als sie abends mit dem Gerät ankamen. Wenn es einmal fährt, kommst du damit durch jeden Sumpf. Allerdings wird das noch so manche Bastelstunde kosten.

Und schaut euch unseren Kulturwagen an oder den Hobbywagen – Bauwagen, die beim Umsetzen aus der Ukraine so ramponiert worden waren, daß keiner mehr was für sie gab. Außer Peter Mühle. Das alles hat eigentlich viel geholfen, daß es in unserem Kollektiv kaum Reibereien gegeben hat. Zumal sich die Knobeleien auch in der Arbeit niederschlagen. Laßt euch mal von den Schlossern erzählen, was sie alles für Neuerungen gemacht haben, damit die Technik – unter den schwierigen Bedingungen hier – noch besser arbeitet…“

Frühstückspause, Gelegenheit für den Brigadier Klaus Dörfler (links), mit dem Baggerfahrer Hans-Jörg Voigtländer die nächsten Arbeitsaufgaben zu besprechen.

Von der Straße sind wir inzwischen auf einen holprigen Feldweg eingebogen, der in einen Wald führt. Schlanke Bäume, wie mit Puderzucker überzogen, stehen Spalier. Es dämmert langsam über ihren Wipfeln. Nach einigen hundert Metern fällt der Weg leicht ab. Vorn ein orangefarbener Aufenthaltswagen, ein paar Fahrzeuge stehen davor und etwas weiter, in der Senke, schüttet ein Bagger Erde in den Graben. „Sieht aber recht harmlos aus“, sage ich enttäuscht. Ich hatte von Steilhängen gehört, die 50, 80 und gar 100 Meter tief abfallen. „Ja, tief ist sie nicht. Aber du mußt die Senke mal sehen, wenn der Frost nicht mehr drin sitzt. Vor dem Winter war das ein einziger Sumpf,“ erklärt einer. „Wir haben damals voll anpacken müssen beim Bau von Knüppeldämmen. Heute schütten wir hier wieder zu, was wir damals ausgehoben haben.“ Normalerweise ist das Sache des schweren Erdbaus, den Boden wieder über die fertig versenkte Leitung zu schieben. Aber nebenan, so wird uns erläutert, verläuft eine ältere, zum Teil freiliegende Erdgasleitung. Da können die schweren Planierraupen nicht langfahren. Deshalb müssen die Bagger vom Rohrgraben 'ran.

Wir gehen uns aufwärmen. Die Hälfte des Aufenthaltswagens besteht aus der Küche. Hier regiert tagsüber Petra Erdmann über Pfannen, Teller, Herd und Kessel. Die 20jährige Schwedterin wird Stolowistin genannt. Eine Wortneuschöpfung aus dem russischen Stolowaja, zu deutsch Kantine, Speiseraum. Hier ist alles, was mein Hobbykoch-Herz höher schlagen läßt. „Hobbyköche können sich während der Nachtschicht bewähren“, höre ich. Petra wird aus der Küche im Wohnlager Dubna versorgt. Vor allem mit halbfertigen oder rohen Produkten. Hier, direkt vor Ort, findet also die Finalproduktion des Essens statt, und die Jungs loben die Kochkünste ihrer Stolowistin. Einige von ihnen sitzen bei einem Becher Tee mit Zitrone, den gibt es kostenlos. Kaffeetrinker können sich für 20 Kopeken eine Tasse einschenken. Frisch gebrüht und recht stark. Während Volkmar mit der Kamera beobachtet, komme ich ins Gespräch mit Perle und Co. Perle – weil Perle im Ohr, sein Name ist mit Hans-Jürgen Elmerich im Paß vermerkt –, Baggerfahrer auf einem der gelben „Nordhäuser“ mit dem großen Löffel, scheint der Pressesprecher der Brigade zu sein. Welches Thema auch angeschnitten wird, er sagt frei weg seine Meinung:

Aus dem Tonbandprotokoll
oder
Hier geht niemand so weg, wie er gekommen ist

„In dieser Gegend ging Ende 1941 die Front lang. Nur ein paar Tage waren die Dörfer hier besetzt. In Jelez, wo wir mit dem Bau angefangen haben, waren die Hitlertruppen nur sechs Tage. Vor Tula wurden sie zum Stehen gebracht. So sehr viel reden die Leute hier nicht vom Krieg. Aber gestern haben wir eine Frau getroffen, die hat davon gesprochen, von Hitler und daß

In wenigen Minuten beginnt die Reparatur (oben).
Petra Erdmann, Chefin des mobilen „Trassenrestaurants“, sorgt für das leibliche Wohl und mildert allein durch ihre Anwesenheit den rauhen Ton „ihrer“ Männer (rechts).

Senke 99

ihre Eltern damals nach Deutschland verschleppt worden waren. Soweit haben wir es noch verstanden mit unserem Russisch. Da merkste erst, daß du in der Schule nicht aufgepaßt hast. Wobei in den zwei Jahren hier bei mir mehr hängengeblieben ist als im Unterricht. Hier haste eben wirklich Kontakt, ist nicht so 'n trockener Stoff. Außerdem will ich ja auch was erfahren, wenn ich schon in diesem Land arbeite. Willst schließlich was erzählen können zu Hause. Klar, wenn einer 'ne Touristenreise bucht, kann er auch was erzählen. Aber was sieht er da? Schöne große Städte, das Meer vielleicht, Hotels, und wenn's hoch kommt, erlebt er noch ein Freundschaftstreffen mit Komsomolzen und dann ab nach Hause. Alles schön, weißt du. Aber hier, das ist kein Touristenzentrum. Hier siehste wirklich das Land. Natürlich nur, wenn du willst, wenn du 'n bißchen neugierig bist. Dann kommst du an die Leute ran. Lernst ihre Lebensweise kennen. Die ist manchmal etwas anders als bei uns, besonders auf den Dörfern. Deshalb muß sie ja nicht schlechter sein. In einem Bauernhaus muß es nicht 'ne Schrankwand sein oder so. Da sehen sie keinen Sinn drin, also kommt's auch nicht rein. Ein alter Schrank paßt sowieso besser zum Stil auf dem Lande. Natürlich sehen wir auch die Probleme. Die jungen Leute zieht es fast alle in die Stadt. Gab's bei uns ja auch mal. Aber in vielen Dörfern baut der Kolchos hübsche Eigenheime, versucht man, die Jugend zu halten... Ist schon was anderes, wenn du hier arbeitest, zumal wir ja auch schon mit sowjetischen Kollegen zusammengearbeitet haben. Das war in der Ukraine, als wir beim Dnestr den Steilhang schieben mußten. Der Untergrund war felsig. Sprengen durften wir nicht. Da war Mischa, der hat sich in seine Raupe gesetzt, ohne groß zu reden. Das Ding wurde angeseilt, und dann hat er den Graben geschoben. Von uns hätte das keiner gemacht, das sag ich dir, nicht einer. Überhaupt ist bei den sowjetischen Spezialisten alles einfacher, unproblematischer. Dabei sind sie ausgesprochen clevere Profis. Mit jahrelanger Praxis im Rohrleitungsbau. Trotzdem schauen sie überhaupt nicht von oben herab. Sie kommen zu uns, fachsimpeln über unsere Technik. Und wenn du mal auf Hilfe angewiesen bist, irgendwo draußen im Dreck steckst, kannst du sicher sein: Der erste Russe oder Ukrainer oder sonstwer aus diesem Land, der vorbeikommt, hilft dir. Da wird nicht viel gefragt. Seil 'raus und angehängt, ab geht's. Das sind die Leute hier so gewohnt, und das übertragen sie dann auch auf uns. Du wirst es kaum glauben, aber sie haben es versucht, mit einer winzigen Raupe – als wir sie sahen, haben wir gelacht – eine schwere TATRA-Zugmaschine von uns aus dem Schlamm zu ziehen. Immer wieder Anlauf genommen; wir dachten, es zerreißt die Zugmaschine. Aber 'rausgekriegt haben sie sie doch. Da haben wir nicht mehr gelacht. Es gibt 'ne Masse solcher Beispiele. Und die vergißt man nicht. All das wirkt sich schon aus auf unser Verhältnis zu diesem Land, zu seinen Leuten. Ich glaube, daß niemand von hier so weggeht, wie er gekommen ist. Wir leben doch hier – wenn auch nur auf Zeit –, erfahren von den Freuden und Sorgen der Menschen. Da fühlst du doch dann irgendwie mit, das läßt dich doch nicht kalt. Auch was unsere Arbeit betrifft, sehen wir heute einiges klarer. Natürlich nützt es uns, wenn wir ordentlich arbeiten, bei uns stimmt das Geld, unsere Republik bekommt Erdgas. Aber es nützt auch den Leuten hier. Wir bauen ja eine Inlandleitung, die für die weitere Entwicklung dieser Gegend wichtig ist, und Wohnungen, Schulen, Straßen und was weiß ich noch alles."

15 Uhr und 24 Minuten – draußen wird es noch finsterer. Der Fotoreporter auch. Wir beschließen, die Nachtschicht abzuwarten. Denn gerade heute ist noch eine große Reparatur angesagt. Gleich drei Bagger treffen sich an dieser Stelle mit einem Kran.
21 Uhr 07 – die Bagger werden angelassen, müssen warmlaufen. Ansonsten passiert noch nicht viel. Warten auf den Kran. Einige Schlosser und Baggerfahrer machen sich an den Geräten zu schaffen. Wechseln Filter und Öl, auch die eine oder andere Dichtung.

Foto oben: Vom Sumpfbagger abgeschaut, auf Trassenbagger angewendet – dicke, schwere Kettenstücke ersetzen einen Teil des Löffelbodens. Effekt: Feuchtes Erdreich klebt nicht mehr im Löffel fest, das Fassungsvermögen bleibt konstant, und die Arbeitsproduktivität erhöht sich. Die Spikes auf den Raupenketten erhöhen die Fahrsicherheit des Baggers.
Foto rechts: Die Senke 99 an einem Wintertag. Der harte Boden erschwert die Arbeit der Bagger. Ansonsten machte hier in allen übrigen Jahreszeiten der Sumpf den Trassenbauern zu schaffen.

Stellen Ventile ein, schauen nach dem Rechten. In der Dunkelheit schwer auszumachen für den Beobachter, noch komplizierter durchzuführen für die Arbeiter. Zumal der Frost stärker zubeißt.
23.12 Uhr – der Kran kommt. Jetzt herrscht Hochbetrieb. Alles, was Lampen hat, blendet auf, auch unser Lada läßt seine Scheinwerfer leuchten. Ein zentnerschwerer Hydraulikstempel vom Baggerausleger muß gewechselt werden. Die Männer sind eingespielt. Ingo, der Kranführer, arbeitet millimetergenau. Muß er auch. Eine falsche Bewegung, und der Mann auf dem Ausleger des Baggers, der die Hydraulikleitungen und diverse andere Verbindungen lösen und den Stempel dann ausbauen und einpassen muß, würde in arge Schwierigkeiten geraten.
Als Hans Nitschmann, der Brigadier der Schlosser vom Rohrgraben, eine Pause macht, erzählt er mir, daß nicht nur Reparaturen zu ihren Arbeitsaufgaben gehören.

Über Berufsstolz
oder
Die Sache mit den Spikes

„Einige von uns hatten früher solche schwere Erdbautechnik noch gar nicht gesehen. Aber wir haben organisiert, daß die Schlosser – ich einbezogen – nach Nordhausen ins NOBAS-Werk fuhren und dort einen Lehrgang für die neuen schweren Bagger mitmachten. Auch in Cossebaude besuchten wir einen Kursus für Reparaturen an Baumaschinen. Das hat sich natürlich ausgezahlt. Wenn die Maschinen richtig gewartet und von den Jungs, die mit ihnen arbeiten, auch mit Gefühl bedient werden, dann gibt's logischerweise auch weniger Ärger. Schwieriger wird es allerdings, wenn Umstände eintreten, die bei der Konstruktion der Geräte nicht berücksichtigt wurden. Ich will die Technik nicht miesmachen, das nicht. Schließlich haben wir mit den meisten Maschinen zwei Jahre nahezu rund um die Uhr gearbeitet. Und sie haben uns kaum im Stich gelassen. Aber was machst du, wenn der Frost unter 15 Grad minus sinkt? Und das ist in diesem Teil der Sowjetunion nicht sehr selten. Da wird das Öl fest, oder die Hydraulikleitungen frieren ein. Die Bagger sind für das Klima Mitteleuropas gebaut. Ohne beheizte Hydrauliksysteme oder ähnliches. Das wäre eine gute Aufgabe für die Konstrukteure zu Hause in den NOBAS-Werken. Einige Spezialisten von dort haben sich auch schon bei uns umgesehen. Bei anderen Problemen haben wir selbst Lösungen gefunden. In dieser Gegend hier ist der Boden bei feuchtem Wetter wie Schmierseife. Selbst bei Hängen mit geringer Neigung kamen die Bagger und Raupen ins Rutschen – das war's denn... Dann konntest du einpakken. Das Resultat: Ausfallzeiten. Irgendwann hat uns das gereicht. Wir haben überlegt, was wir gegen die unfreiwilligen und auch gefährlichen Schlitterpartien machen können. Bis einer auf die einfache, aber geniale Idee kam: Spikes! Wir schweißten einfach Stahlecken auf die Kettenblätter der Raupen und Bagger. Jetzt kannst du das an allen Kettenfahrzeugen hier sehen. Das hat sich übrigens auch an vereisten Hängen bewährt. Durch solche und viele andere Neuerungen haben wir uns an der Trasse einen guten Ruf erworben. Das macht schon ein wenig stolz..."

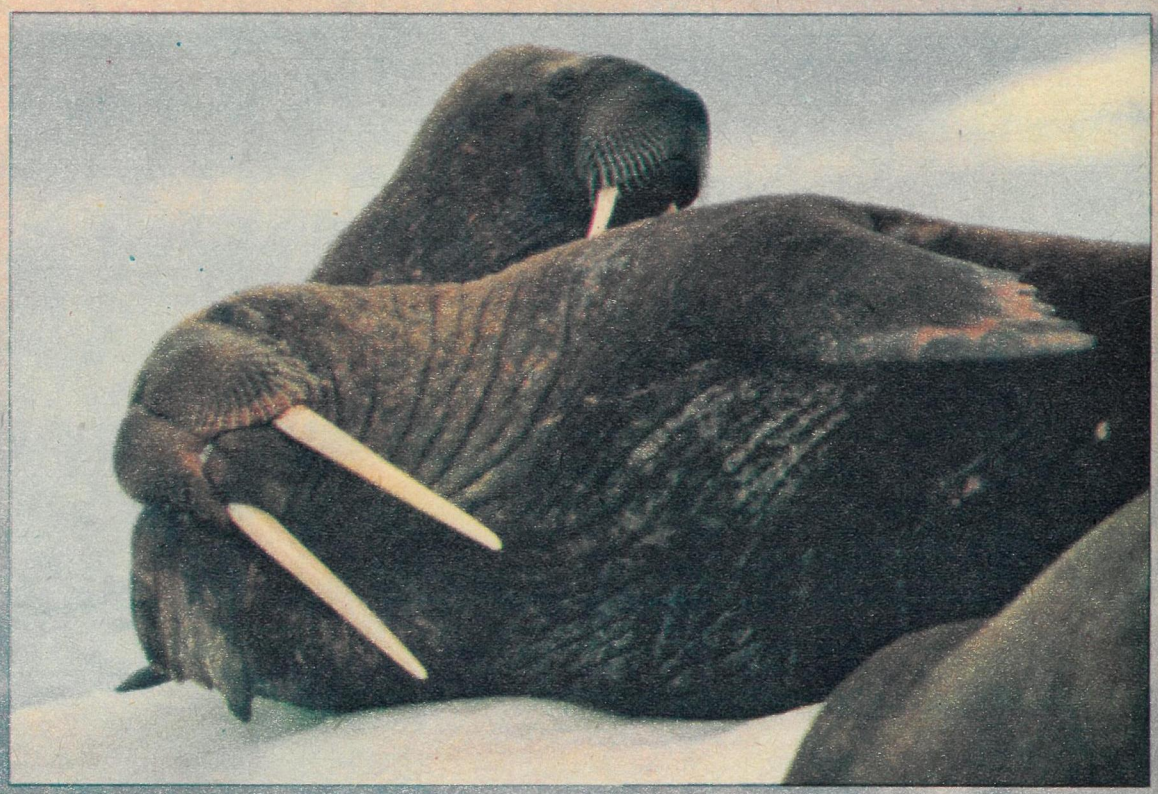
Nach Schichtschluß sitzen wir mit einigen Kollegen noch eine Weile beim verdienten Feierabendbier. Unsere Gesichter sind alle ein wenig blasser, die Müdigkeit ist nicht zu verleugnen. Aber nun wollen die Kumpel etwas von unserer Arbeit erfahren. Ingo, der Mann, der in der Nacht mit seinem Kran brilliert hat, offenbart dabei einen überraschend scharfen journalistischen Blick. Er meint zu Volkmar: „Du, das Porträt, das du heute nacht vom Hans gemacht hast, das wäre doch ein Titelbild."

Labor auf dem Null-Meridian

7300 Quadratkilometer „am Ende der Welt“: die Wrangel-Insel vor der Küste Tschukotkas im äußersten Nordosten der UdSSR. Das Eiland auf dem Null-Meridian, der die östliche von der westlichen Erdhälfte trennt, gehört zu den Territorien, die selbst ernstzunehmende Wissenschaftler als „nutzlos“ bezeichneten, weil sie sich – so eine Denkschrift – „immer dem Forschen und wirtschaftlichen Streben des Menschen widersetzen“ würden.

In den vergangenen fünfzig Jahren jedoch ist die Bevölkerung der Polargebiete von 2,7 auf neun Millionen Köpfe gewachsen. Nach der langfristigen Strategie der Verantwortlichen hat an vielen Punkten dieser bisher unberührten Landstriche die Erschließung des hohen Nordens begonnen – wobei die Nutzung der natürlichen Reichtümer eng verbunden ist mit dem Schutz der Umwelt. Immer deutlicher zeigt sich, daß

Bild oben: Polareule, die einzige tagaktive Eulenart der Erde. – Mitte: Der Ort Uschakowski, die Zentralsiedlung auf Wrangel-Land. – Rechts: Die fast ausgerotteten Walrosse kehrten zurück.



unter dem extremen Klima der Arktis die Natur besonders empfindlich auf die Wirkungen der menschlichen Tätigkeit reagiert und Verluste nur sehr langsam ausgleichen kann.

Ein Traktor fährt quer durch die Tundra; seine Raupen reißen die Moosdecke auf, bilden eine nicht verheilende Narbe, den Anfang zur Erosion des kargen Bodens. Ein niedrig fliegender Hubschrauber verscheucht in einer Kolonie seltener Vögel die Elterntiere; schon ist ein großer Teil der Nachzucht verloren, weil Raubzeug nur darauf lauert, über Eier und Kücken herzufallen. Aus Unverstand brennt man eine der niedrigen Waldzonen ab; für immer verliert der Standort eines späteren Wohnortes den natürlichen Schutz vor eisigen Winterstürmen…

Die erst seit 1926 ständig bewohnte Wrangel-Insel wurde vor einiger Zeit unter Naturschutz gestellt und dient mit ihrem eng begrenzten, vom Festland abgeschiedenen Raum als ein „Laboratorium", in dem sich verborgene Zusammenhänge tierischen und pflanzlichen Lebens exakt erforschen lassen. Erfolgreich verläuft das Experiment, den urigen Moschusochsen, künftiges Nahrungstier der Polargebiete, auf Wrangel-Land anzusiedeln. Erheblich vermehrt haben sich unter Aufsicht von Zoologen die am Strand lagernden Herden der Walrosse.

Vor kurzem beschloß der Oberste Sowjet der UdSSR ein Gesetz über erweiterte Maßnahmen zum Schutz der Natur in den Regionen des hohen Nordens und in den Meeresgebieten vor der Nordküste der Sowjetunion. Es dient dazu, durch strenge Richtlinien für jede Art wirtschaftlicher Tätigkeit die Beeinträchtigung der Daseinsgrundlagen von Tier- und Pflanzenarten in engsten Grenzen zu halten. Vorbereitet wird die Gründung neuer Naturschutzgebiete, auch im Polarmeer, wo es nach aktueller Erkenntnis „Wüsten" und von Leben wimmelnde „Oasen" wie auf dem festen Land der Kontinente gibt.

Das jüngste Forschungsergebnis ist sensationell zu nennen: Sowjetische Geologen haben festgestellt, daß im nördlichen Küstenbereich einige Meter unter dem ewigen Eis ungeheure Mengen des fruchtbaren Bodens lagern, der einst die gesamte Region von der Halbinsel Kola bis nach Kap Deshnjew am Bering-Meer bedeckte. Mit der Nutzung dieser uralten, vorzüglich konservierten Erde soll im Bereich des Kolyma-Berglandes begonnen werden, wo sie bereits heute aus den Deckschichten der Erzgruben zutage gefördert wird.

Johannes Rana

Fotos: NOWOSTI

Bild unten, Mitte: Im kurzen, heißen Polarsommer bringen die Moorwiesen der Insel ihre „Orchideen" hervor. – Links: die „Seespinne", ein Bewohner des Litorals, der streng geschützten Flachwasserzone vor der Küste.

● Wörtlich

Der Friede kann nur gemeinsam gesichert werden. Niemand kann eine Überlegenheit erreichen, ohne mit der wachsenden Unsicherheit die andere Seite zu verstärkten Anstrengungen zu zwingen. Diese Spirale ohne Ende muß endlich durchbrochen werden.

Willy Brandt, SPD-Vorsitzender

● In eigener Sache

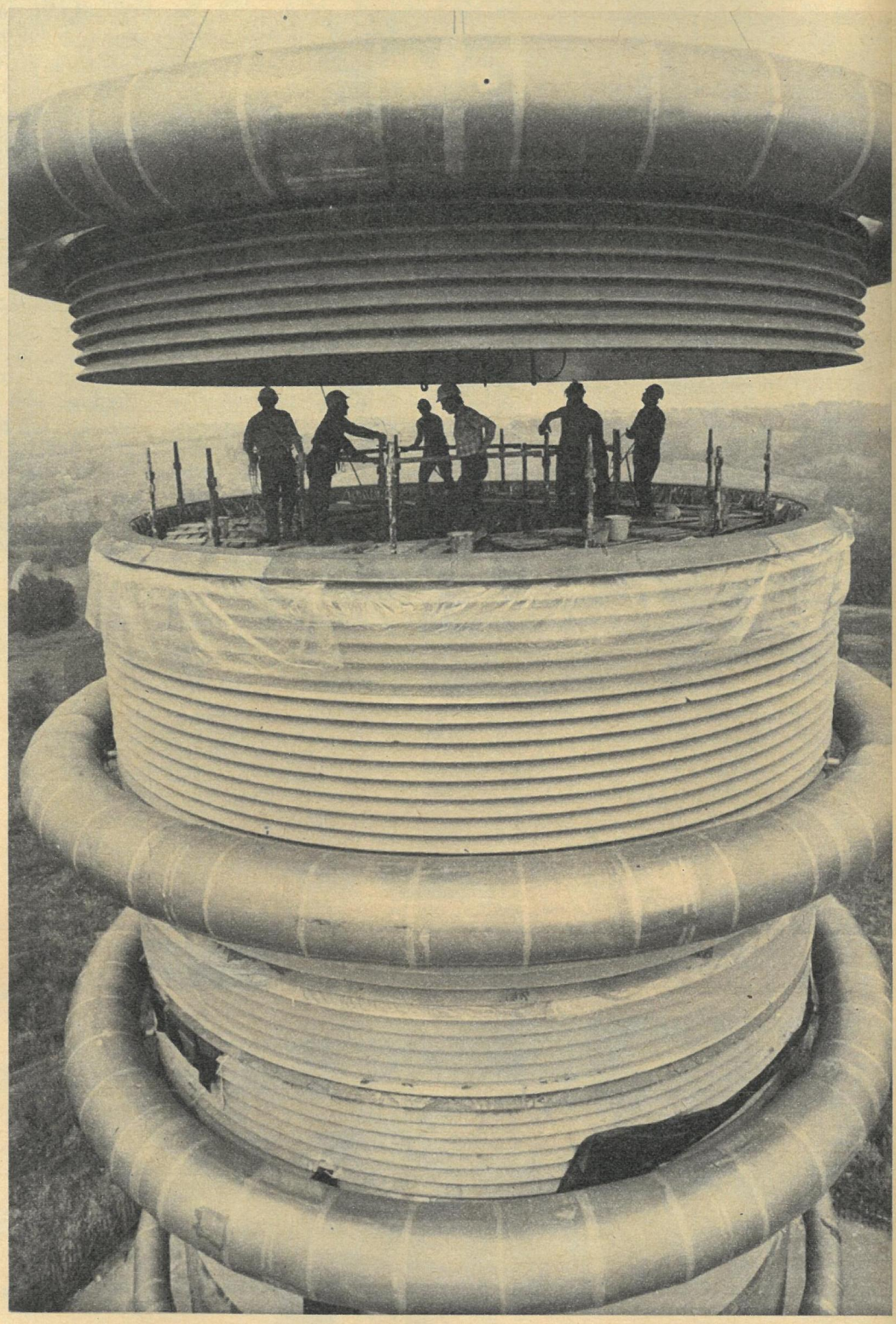
Dieses Foto vom 9. Mai in Wolgograd ist eines von 120, die gegenwärtig in der Westberliner Majakowski-Galerie unter dem Titel „Nach 40 friedlichen Jahren – Fotos aus der Sowjetunion" zu sehen sind. Autor der Ausstellung, organisiert von der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Westberlin, ist der langjährige FREIE WELT-Bildreporter Detlev Steinberg.

● Kurz berichtet

Das Andenken an die kleine Tanja Sawitschewa, die während der Blockade Leningrads ihr erschütterndes, inzwischen weltweit bekanntes Tagebuch schrieb, ehrten die Astronomen Ludmila und Nikolai Tschernych von der Krim dadurch, daß sie dem von ihnen entdeckten Planeten 2127 den Namen des Mädchens gaben.

In Borowez, dem ältesten bulgarischen Höhenkurort, erfreut das mit finnischer Unterstützung gebaute Urlauberdorf „Jagoda" seine Wintergäste. 40 Finnhütten aus hellem poliertem Holz, Sauna, Restaurant mit überdachter Terrasse und Bar liegen unweit der schneesicheren Skipisten.

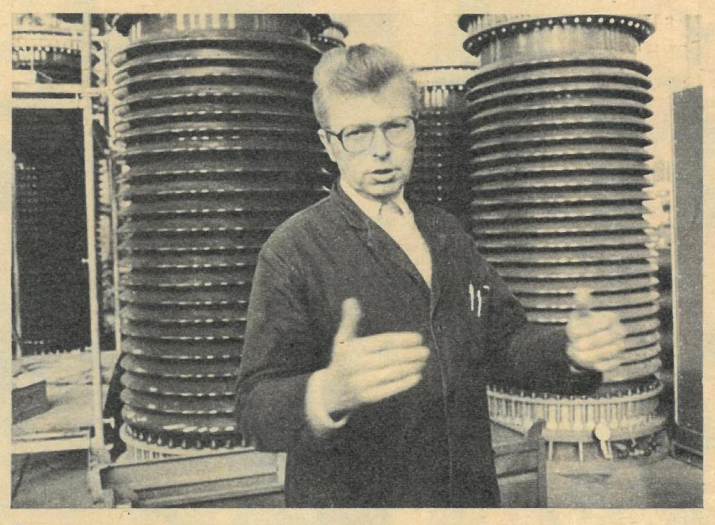
Auf der Fährlinie Krasnowodsk–Baku hat das Motorschiff „Sowjet-Tadshikistan" vorfristig seine Jungfernfahrt absolviert. Es ist das erste einer neuen Serie leistungsstarker Eisenbahnfährschiffe, die in sowjetischem Auftrag auf jugoslawischen Werften entstehen.



‚Superknaller' in Sibirien

Ein Wahrzeichen der Energetik-Forschung erhebt sich am südöstlichen Rand der sibirischen Wissenschafts-Hauptstadt Nowosibirsk – seit vorigem Frühjahr von seinem Ringfundament zur Höhe gewachsen: Der Wetterschutzturm aus Polyurethanschaum-Bausteinen. Unter seinem Dach verbirgt sich ein 23 Meter hohes, eigenartig anmutendes konstruktives Gebilde aus Säulen, Querstreben, messingfarbenen Kugeln und Halbkugeln – ein Wunderwerk energetischer Experimental-Technik. Exakter Name: Impulsspannungs-Prüfgenerator. Herkunftsort: Dresden, und zwar das elbestädtische Transformatoren- und Röntgenwerk „Hermann Matern" (TuR) – im RGW-Bereich Alleinproduzent für Hochspannungsprüfanlagen und mit seinen mehr als hundert Spezialerzeugnissen, von der tragbaren Prüfeinrichtung bis zum kompletten Prüffeld, weltweit bei Energetikforschern und -experten hoch geschätzt. Schon vor Jahren hatten die Dresdener TuR-Werker weithin von sich reden gemacht, als sie in Leningrad das leistungsstärkste Hochspannungs-Prüffeld der Welt komplett mit ihren Anlagen – von Dresdener und Leningrader Spezialisten gemeinsam entwikkelt – ausrüsteten. Die Erfordernisse der UdSSR-Energetiker, den unentwegt wachsenden Strombedarf des Landes vor allem aus den Energieressourcen Sibiriens zu sichern, bedingt den Bau großer Fernübertragungssysteme. Unvermeidbar treten bei Hochspannungs-Fernleitungen herkömmlicher Stärke (220 bis 380 kV) mit zunehmender Weite immer höhere Stromverluste auf. Der Ausweg liegt, das weiß die Energetik-Wissenschaft schon seit langem, darin, die Übertragungsspannung beträchtlich zu erhöhen. Dabei hat die UdSSR die Rolle eines Schrittmachers inne: Derzeit befinden sich die Fernleitungen Ekibastus–Ural (1150 kV) sowie Ekibastus–Zentrum (1500 kV) im Bau, die ohne weiteres imstande sind, Kraftwerksleistungen von 6000 bis 12 000 Megawatt – vergleichsweise die zwei- bis vierfache Kapazität des größten DDR-Kraftwerks Boxberg – zu übertragen. Zugleich bedeutet dies aber auch, energiewissenschaftlich in Neuland vorzustoßen. Isolatoren, Leitungen, Maste und Transformatoren sind enormen Belastungen ausgesetzt – beispielsweise bei Blitzeinschlägen oder blitzähnlich wirkenden Einwie Abschaltimpulsen auf der Übertragungsstrecke. Im Sibirischen Wissenschaftlichen Institut für Energetik können nun mit Hilfe des neuen Impulsspannungs-Prüfgenerators (sieben Millionen Volt!) aus Dresden Höchstspannungs-Fernleitungsanlagen unter realen klimatischen Bedingungen Sibiriens im Härtetest extrem hoher „Blitzspannungen" geprüft werden. Schon in allernächster Zeit wird der TuR-„Superknaller" an die Nowosibirsker Forscher dienstbereit übergeben…

Helmuth Pelzer



Er kennt die Montageplätze – auch schon die von morgen: TuR-Kundendienstchef Joachim Weißhaar aus Dresden.

Fotos: D. Christel, TASS/A. Poljakow

Das Wunder an der Weichsel

Auskünfte exklusiv für FREIE WELT gab Divisionsgeneral Mieczysław Dębicki, Oberbürgermeister von Warschau.

– Sie gehören zu den Männern, die vor 40 Jahren als Soldaten der Jan-Kiliński-Division – Schulter an Schulter mit der Roten Armee – Warschau befreit haben. Wie sah die Stadt damals aus?

– Sie war ein einziger Trümmerhaufen. Weit und breit keine Menschenseele. Nachdem die Nazis im Herbst 1944 den Warschauer Aufstand niedergeschlagen und rund 250 000 Einwohner ermordet hatten, mußten alle Überlebenden die Stadt verlassen. In meine Freude, daß Warschau nun endlich befreit war, mischte sich tiefer Schmerz: Die Verluste waren erschreckend, unermeßlich das Ausmaß der Tragödie, die jede Familie getroffen hatte. Rund 800 000 Warschauer waren durch die rigorose Ausrottungspolitik der Nazis ums Leben gekommen.

– Damit die Stadt wie ein Phoenix aus der Asche steigen konnte ...

– ... waren gigantische Anstrengungen nötig. Sie wurden von allen Menschen in unserem verwüsteten Land getragen. Kein Pole, vor allem kein Warschauer, zweifelte daran, daß die Hauptstadt schöner erstehen müsse als vor der Zerstörung. Doch es sah ganz so aus, als ob dazu Jahrzehnte, ja ein ganzes Jahrhundert erforderlich wären. Bereits nach 20 Jahren aber war der Wiederaufbau im wesentlichen abgeschlossen. Hatte Warschau 1938 noch 1,3 Millionen Einwohner, waren es Ende 1946, nach der Rückkehr der Überlebenden, lediglich 500 000. Heute zählt Warschau über 1,6 Millionen Einwohner.

– Beim Wiederaufbau half selbstlos die Sowjetunion. Könnten Sie einige Beispiele dafür nennen?

– Gern. Wir erinnern uns mit Dankbarkeit an die ersten Getreide- und Lebensmitteltransporte für die hungernde Stadt, die Hilfe beim Wiederaufbau der wichtigsten Kommunal- und Industrieanlagen, die Lieferung von 50 sowjetischen Stadtbussen und zahlreichen sogenannten finnischen Häusern. Auch viele Betriebe wurden mit sowjetischer Unterstützung wiederaufgebaut oder entstanden neu. Sie haben bis auf den heutigen Tag enge ökonomische und persönliche Kontakte zu ihren sowjetischen Partnern. Und auch der die Stadtsilhouette beherrschende Palast der Kultur und Wissenschaft war ein Geschenk der Sowjetunion für die Warschauer.

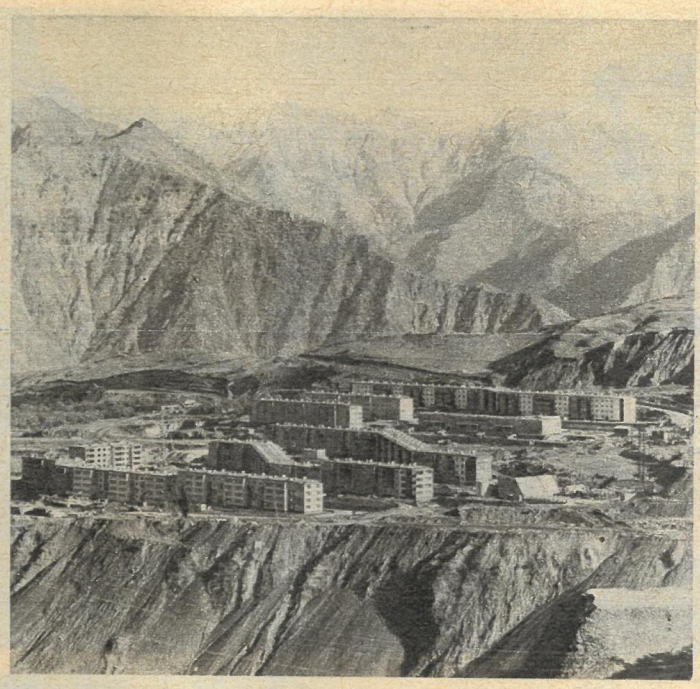
– Was wird gegenwärtig gebaut, und wie sehen die Perspektiven aus?

– Warschau war und ist eine einzige Großbaustelle, denn noch warten viele auf ihre eigene Wohnung. Nach unserem langfristigen Entwicklungsplan soll die Zahl der Neubauwohnungen bis 1990 beträchtlich steigen. Großen Nachdruck legen wir weiter auf die Modernisierung des Auto- und Stadtverkehrs. Im Bau befindet sich – unterstützt von sowjetischen Spezialisten – der erste Abschnitt der U-Bahn. Die Bauarbeiten an der Toruńska-Schnellstraße werden fortgesetzt, und in absehbarer Zukunft wollen wir auch die Ringstraße und den westlichen Abschnitt der Łazienkowska-Schnellstraße fertigstellen. Wir bauen außerdem eine Wasserleitung im nördlichen Stadtteil.

– Wie schätzen Sie die bisherige Zusammenarbeit mit Moskau und Berlin ein?

– Die selbstlose Hilfe der Sowjetunion in den ersten Jahren nach der Befreiung hat sich mit der Zeit zu einer ertragreichen Zusammenarbeit mit Moskau entwickelt, die viele Bereiche umfaßt. Wir tauschen Touristengruppen und offizielle Delegationen aus. Theater, Künstlerverbände, Sportorganisationen und Betriebe arbeiten zusammen. Eine fast 25jährige Geschichte haben unsere Arbeitskontakte mit Berlin. Wir nutzen die Errungenschaften der Bruderstadt bei der Lösung verschiedener Kommunalprobleme. Die Zusammenarbeit mit Moskau, Berlin, Prag und den anderen Bruderstädten, die der gegenseitigen Annäherung und der Festigung und Entwicklung der Freundschaft dient, werden wir weiter ausbauen und allseitig fördern.

Interview:
Dymitr Mandźunowski,
Interpress

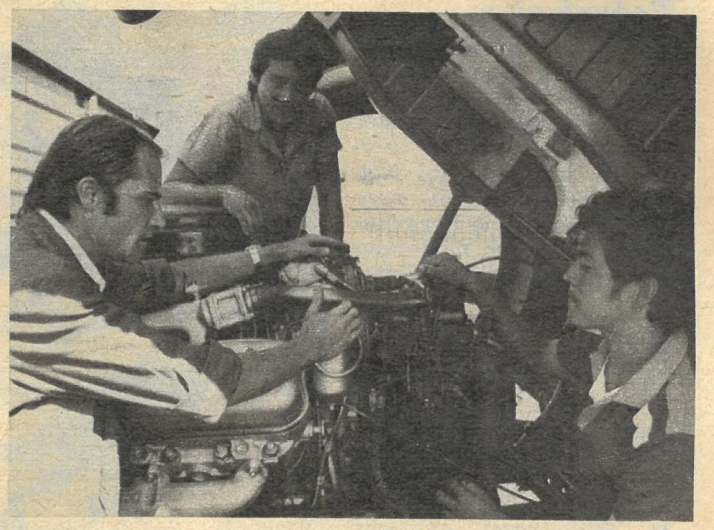


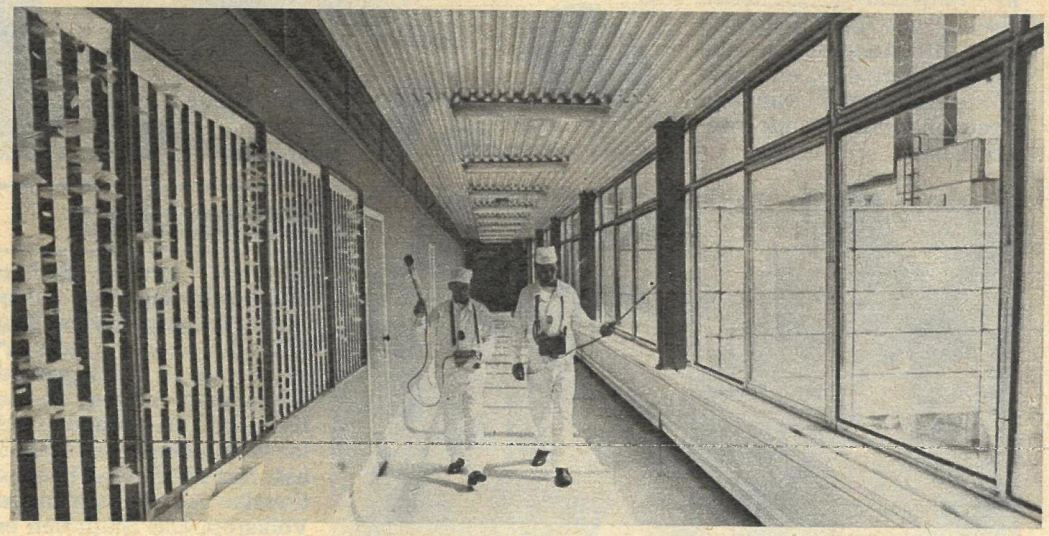
Pamirstadt

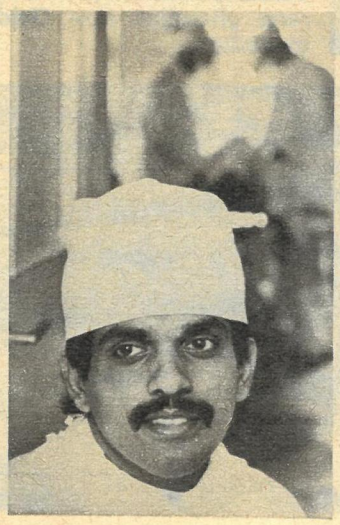
Neubauten in Rogun, inmitten der Bergwelt des Pamir in der mittelasiatischen Sowjetrepublik Tadshikistan, die bekannt ist für ihre reißenden Flüsse, deren gebändigte Wasser Tag und Nacht Turbinen treiben. So bereits im Kraftwerk Nurek am Wachsch. So auch bald in Rogun am gleichen Fluß, wo ein weiterer Kraftwerksgigant entsteht. Die Vorbereitungen für den Bau des mit 335 Metern welthöchsten Staudammes sind in vollem Gange. Und die für 20 000 Einwohner geplante Stadt wächst mit modernen Wohnhäusern, Verkaufshallen, Schulen und einem Kino auch bereits aus den Kinderschuhen.

Bruderhilfe

Der Mechaniker Sergej Kanunnikow (1. v. l.) aus Minsk hilft seinen nikaraguanischen Kollegen Julian Cilpa und Luis Humanho beim Einrichten des Dieselmotors eines MAS-Lastwagens. Überall im Lande Sandinos, dessen Menschen nach der Losung leben „Die Heimat verteidigen und die Produktion entwickeln", sind sowjetische Spezialisten um die Vermittlung von Fachkenntnissen bemüht, liefert die UdSSR Fahrzeuge und anderes.





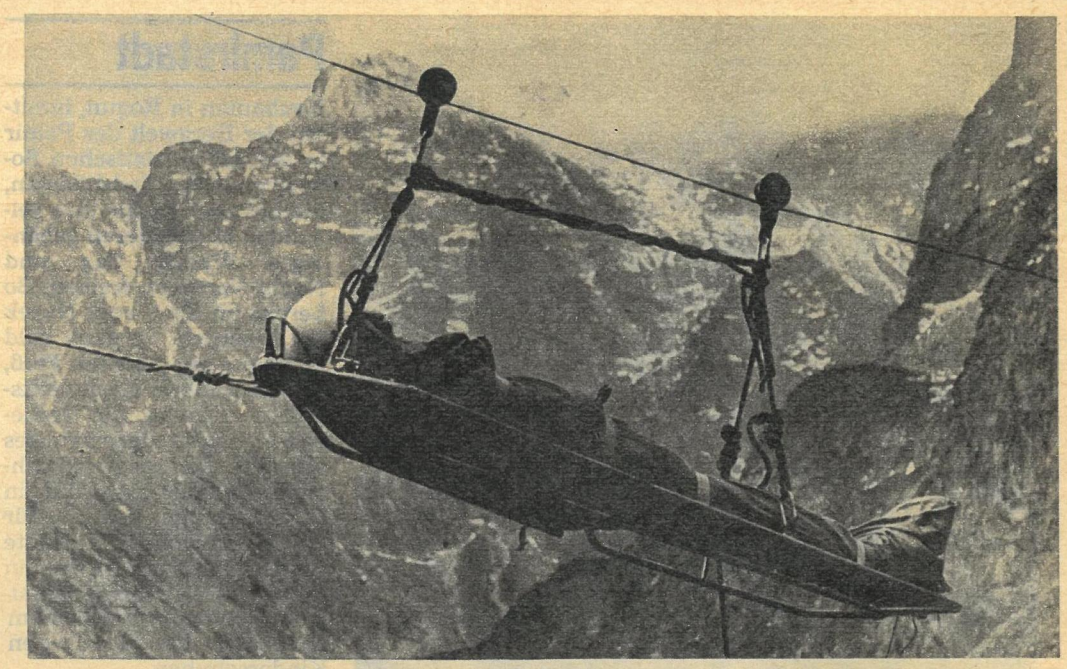


Freundesname

Das ist Schura Hegde aus Indien. Sein Vater, Mitbegründer der Gesellschaft für indisch-sowjetische Freundschaft, gab ihm und der Schwester die Vornamen der unvergessenen jungen Helden der Sowjetunion Soja Kosmodemjanskaja und ihres Bruders Alexander (Kurzform: Schura). Hegde, der im ukrainischen Lwow studierte, setzt hier seine Facharztausbildung als Chirurg fort, während seine Schwester Soja in Bombay als Juristin arbeitet.

Atomkraft

Luftüberwachung gehört zum Alltag im Kernkraftwerk Nowoworonesh, der leistungsstärksten Kernenergieanlage Europas. Seit Produktionsbeginn vor 20 Jahren wurden hier mehr als 160 Milliarden Kilowattstunden Elektroenergie erzeugt. Allein im Vorjahr rund 500 Millionen Kilowattstunden über den Plan. Zugleich bildet das Werk seit zwölf Jahren Fachleute aus anderen Sowjetrepubliken und den Ländern des RGW aus.



Tatrabahn

Regelmäßig üben in der Tatra Spezialisten des polnischen Bergrettungsdienstes den Abtransport von Verletzten, um stets auf Notfälle vorbereitet zu sein. Dann müssen die Bergkundigen mit ihrer modernen Ausrüstung rasch handeln.

Fundsachen

Archäologen in Brno untersuchen hölzerne Funde aus dem 8. und 9. Jahrhundert. Sie wurden in Flußablagerungen bei Mikulčice in Südmähren entdeckt, ebenso wie die Überreste von Brückenpfeilern, die darauf hindeuten, daß sich dort einst eine wichtige Kreuzung von Handelswegen befand.

Kellerschatz

In diesen großen Eichenholzfässern lagert in kühler Tiefe Sonnengereiftes: Kognak der Sorte „Rossija", hergestellt in der dagestanischen Stadt Kisljar, die bei Kennern edler Brände in aller Welt einen guten Namen hat. Auf der letzten internationalen Ausstellung in der Volksrepublik Bulgarien errang „Rossija" eine Goldmedaille.

Oktett

Diese acht Berufsschülerinnen aus einer Klasse für Weberei absolvieren ihr Praktikum im Textilkombinat Iwanowo. Die 7400 Berufsschulen der Sowjetunion bilden Facharbeiter in etwa 1500 Berufen aus. Besonders gefragt bei den Jugendlichen sind solche, die neu entstanden: in den Bereichen Robotertechnik, Kernenergiewirtschaft, Plasma- und Lasertechnik.

Spuren für eine lange Zeit

Der Nachwelt ist etwa ein halbes Tausend Briefe und Telegramme Lenins überliefert, in denen er zwischen 1918 und 1922 Fragen der Landesverteidigung behandelte. Oft taucht auf der Adressenliste ein Name auf: Michail Wassiljewitsch Frunse. Sprache und Ton der Korrespondenzen deuten darauf hin, daß beide – der Militär und der Politiker – gut miteinander auskamen; Lenin schätzte vermutlich die ungeschönten und nüchtern formulierten Frontberichte Frunses. Anders jedenfalls läßt sich der telegrafische Rüffel Lenins am 28. Oktober 1920 nicht erklären, wenn er auf eine für Frunse offenbar ungewöhnliche Haltung aufmerksam macht: „Ich bin entrüstet über Ihren optimistischen Ton, wenn Sie berichten, daß nur eine Chance von 1 zu 100 für den Erfolg ... besteht. Wenn die Dinge so furchtbar schlecht stehen, dann bitte ich, äußerst dringende Maßnahmen zum Abtransport ... zu erwägen." Darauf zwei Tage später der Befehlshaber der Südfront, Frunse, aus Charkow unbeirrt: „Ich bitte, darauf zu vertrauen, daß alles, was einen schnellen und sicheren Erfolg garantieren kann, von der Front getan wird. Ich hoffe, Ihnen und der Republik in den nächsten Tagen die Nachricht von unserem entscheidenden Sieg überbringen zu können." Wer war dieser selbstbewußte Mann? Michail Wassiljewitsch Frunse stammte aus einer Bauernfamilie. Er kam in Pischpek zur Welt, das heute Frunse heißt und Hauptstadt der Kirgisischen SSR ist. Als 19jähriger Student in Petersburg trat er der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (SDAPR) bei, wofür man ihn wiederholt ins Gefängnis warf. Zweimal verurteilte die zaristische Justiz ihn zum Tode. Die Strafe wurde in Zwangsarbeit umgewandelt, Frunse nach Sibirien verbannt, 1914 entlassen, erneut verhaftet. Er floh, tauchte unter, organisierte illegal revolutionäre Zellen, stand schließlich im Februar 1917 in Minsk an der Spitze der Aufständischen. Er kämpfte auf den Oktoberbarrikaden und später, als Bürgerkrieg und imperialistische Intervention Sowjetrußland zu vernichten drohten, an wichtigen Frontabschnitten als Befehlshaber der Roten Armee. Dabei zeigte er sich den erfahrenen Heerführern der alten zaristischen Schule wie Koltschak und Wrangel weit überlegen. Sein Talent auf diesem Felde war unbestritten; es war wohl auch der Grund, daß die Partei ihn – gerade 40 Jahre alt – im Januar 1925 zum Volkskommissar für Heeres- und Marinewesen und zum Vorsitzenden des Revolutionären Kriegsrates der UdSSR ernannte. Nicht auszuschließen, daß die gewaltige Aufgabe der Reorganisation der sowjetischen Streitkräfte sehr an seiner Kraft zehrte. Frunse erlitt am 31. Oktober 1925 einen Herzschlag. Er gehörte, wie Woroschilow nach seinem Ableben bemerkte, „zu jener Art von Menschen, deren Leben tiefe, unauslöschliche Spuren auf eine unendlich lange Periode der menschlichen Geschichte zurückläßt". Am 2. Februar jährt sich der Tag seiner Geburt zum 100. Mal.

Frank Schumann

Haßgesänge aus Übersee

Am 3. Januar 1985 strahlte die US-amerikanische Fernsehgesellschaft NBC einen Bericht aus, der einige Korrespondenten von BRD-Rundfunkstationen offenbar so beeindruckte, daß sie dessen Inhalt eilends kolportierten, wobei ein bewundernder Zungenschlag nicht zu überhören war. Berichtet wurde über die „Seals" („Seehunde"), eine Spezialeinheit der USA-Kriegsmarine. Gebildet aus „kompromißlos gedrillten Elitesoldaten", deren Bereitschaft zu töten „keinerlei Hemmungen unterliegen darf", sollen sie die Infrastruktur der Befreiungsbewegungen zerschlagen, deren Nachschub an Waffen und Munition unterbinden, hauptsächlich aber töten, brandschatzen, terrorisieren. Alle Waffengattungen der USA-Streitkräfte verfügen über solche Spezialeinheiten, auch in Westeuropa sind welche stationiert, dazu bestimmt, im Kriegsfall weit im Hinterland der Staaten des Warschauer Vertrages lebenswichtige Einrichtungen zu zerstören, gegebenenfalls auch unter Einsatz nuklearer Sprengkörper. Geforderte Eigenschaften von den Spezialkillern: Skrupellosigkeit, Kampfbegierde, Stolz auf sich selbst, Fallschirmspringerfähigkeiten, Kenntnisse osteuropäischer Sprachen, vor allem aber „Hingabe an die Sache". Welche Sache gemeint ist, demonstrierten die „Seehunde" per Gesang. Kernsätze des martialischen Gegröles: „Fallschirmjäger, Fallschirmjäger, was hast Du gemacht? Ich habe für mich und für Dich einen Kommunisten umgebracht!" Haßgesänge in der Manier marodierender Landsknechte des Dreißigjährigen Krieges gegen Menschen, die nichts sehnlicher wünschen, als mit allen Völkern, auch dem der USA, in einem gesicherten Frieden zu leben – ein mehr als erbärmliches Niveau in einem Staat, dessen Gründer vor mehr als 200 Jahren beschworen, sie glaubten an die Unantastbarkeit und an die Würde jedes einzelnen Menschen! Nur ist das Töten von Kommunisten so einfach nicht. Auch Hitler hatte sich bei seinem verbrecherischen Überfall auf die Sowjetunion viel von den Mordkommandos der Sondereinheit „Brandenburg" des faschistischen Geheimdienstes versprochen; entdeckt und aufgerieben endeten sie ruhmlos wie die ganze gewaltige Armee.

Horst Schötzki

Zum 9. Mal ein Leichtathlet

Der vierfache Stabhochsprung-Weltrekordler Sergej Bubka (Foto) wurde Ende '84 der 26. UdSSR-Sportler des Jahres. In einem nach Tradition gewählten Zehnerfeld plazierte er sich vor Jurik Wardanjan (Gewichtheben), Juri Sedych (Hammerwerfen), Oleg Boshjew (Eisschnellauf), Anatoli Beloglasow (Ringen), Nikolai Simjatow (Skilanglauf), Sergej Sabolotnow (Rückenschwimmen), Jelena Walowa/Oleg Wassiljew (Eiskunstlauf), Sergej Kopylow (Bahnradsport) und Olga Mostepanowa (Turnen). In den bisherigen Umfragen schossen die Leichtathleten ohnehin den Vogel ab: Dreimal errang der Hochspringer Valeri Brumel (Foto rechts) den begehrten Titel, zweimal der Zehnkämpfer Wassili Kusnezow, je einmal der Dreispringer Viktor Sanejew, die Hochspringer Wladimir Jaschtschenko und Tamara Bykowa – und jetzt Bubka. Große Popularität genossen stets auch die superschweren Gewichtheber, mit Juri Wlassow, Leonid Shabotinski und Wassili Alexejew. Vor 39 Jahren (1946) wurde zum ersten Male eine solche Umfrage unter Journalisten gestartet. Der Sieger hieß damals Grigori Fedotow, ein Fußballer, dessen Name einem Club gegeben wurde, in dem alle sowjetischen Spieler vereinigt sind, die in ihrem Kickerleben 100 und mehr Tore geschossen haben. Fedotows Torhunger stand so hoch im Kurs, daß

er Weltberühmtheiten wie den Eishockey- und Fußballstar Wsewolod Bobrow, den Schach-Großmeister Michail Botwinnik und die Diskuswerferin Nina Dumbadse hinter sich ließ. Danach wurde eine große Pause gemacht und erst 1958 von den sowjetischen Sportjournalisten die Idee mit einer solchen Umfrage wieder aufgenommen. Mit dem Bonus einer ehrwürdigen Disziplin, in der er obendrein auch zweimaliger Weltrekordler war, erhielt damals der Zehnkämpfer Wassili Kusnezow die meisten Stimmen. Vierzehn Jahre lang ging alles gut, bis es 1972 und 1975 zu einer Umfrage-Rarität besonderer Art kam: Trotz besten Willens und vieler Bemühungen, ernsthafte Vergleiche anzustellen und jedes Für und Wider abzuwägen, konnten sich die Sportjournalisten zweimal einfach nicht einigen. So gab es damals keine UdSSR-Sportler des Jahres. Und das immerhin zu einer Zeit, da die gesamte Sportwelt mit Bewunderung über Olympioniken wie Valeri Borsow und Ljudmila Bragina, Wassili Alexejew und Ljudmila Turischtschewa sprach!

Adi Kodym

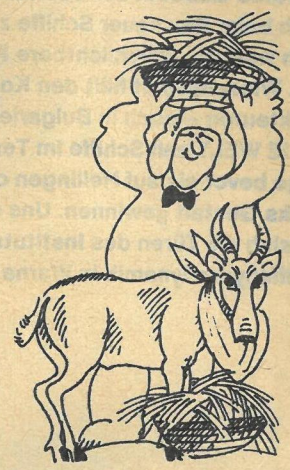
● Erfahrenes

Verhalten muß man sich zum Sport ernsthaft, spielen aber muß man unbeschwert.

Nikita Simonjan, Fußballtrainer

● Am Rande

Ungewöhnlich strenger Frost, der selbst in den südlichen Gebieten Mittelasiens die Temperaturen auf minus 25 Grad sinken ließ, trieb menschenscheue Saiga-Antilopen in ungewöhnliche Richtung: in die Nähe der Zweibeiner. In den Straßen



der Außenbezirke der kasachischen Stadt Dshambul richteten enthusiastische Tierfreunde regelrechte „Restaurants" für die Gehörnten und andere hungernde Steppentiere ein.

● Splitter

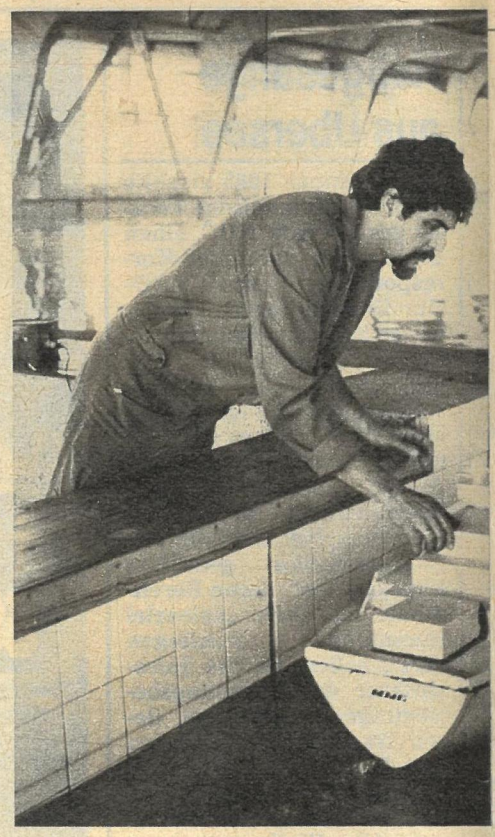
Daß bereits die Altvorderen im böhmischen Olomouc ihr Brot beim Bäcker kauften, kam bei Ausgrabungen an der Ecke der Pekarská und der Zámečnická (Bäcker- und Schlossergasse) zutage: Hier fand man siebzehn verkohlte Brotlaibe aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Daß Ausdauer zum Erfolg führt, bestätigte sich unlängst in der armenischen Hauptstadt Jerewan auch bei der Familie Oganasjan: Ihr lang gehegter Wunsch, ein Schwesterchen für die beiden Söhne zu bekommen, erfüllte sich am Neujahrstag gleich mehrfach. Die Mutter schenkte drei gesunden Mädchen – Wergine, Naseli und Gechezik – das Leben.

Daß Naturereignisse nicht nur negative Seiten haben, machte ein Erdbeben der Stärke drei auf den Kurilen erneut deutlich: Aus dem Hofbrunnen des Ehepaars Suprun im Dorf Rejdowo schoß nach dem Räuspern der Erde Wasserdampf. Eine mineralreiche Heilwasserquelle hatte sich so ihren bequemen Weg gebahnt.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: Interpress, TASS/B. Krischtul, W. Koshewnikow, G. Nadeshdin, S. Shukow, R. Dik, I. Dynin, ADN-ZB/CAF, ADN-ZB/CNA, Vignette: D. Schüler

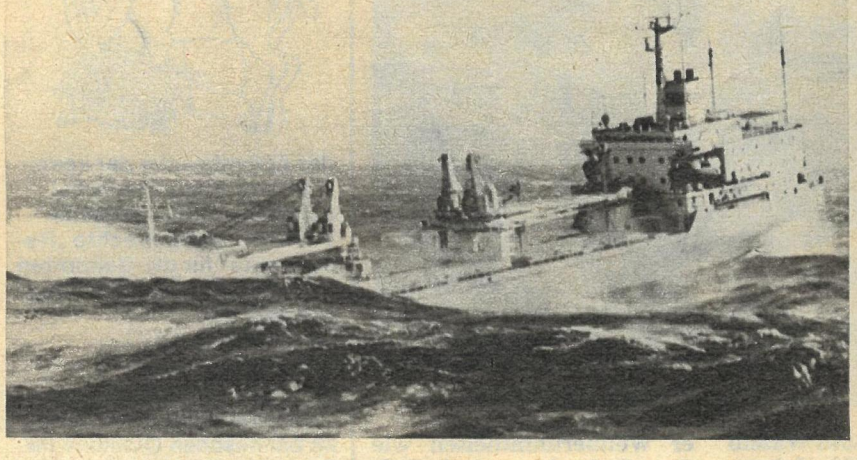
Wo Schiffe das Schwimmen lernen

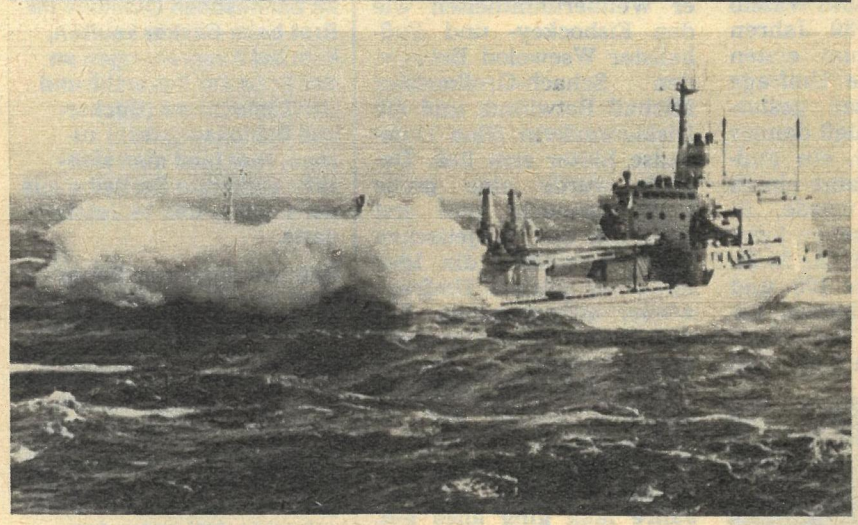


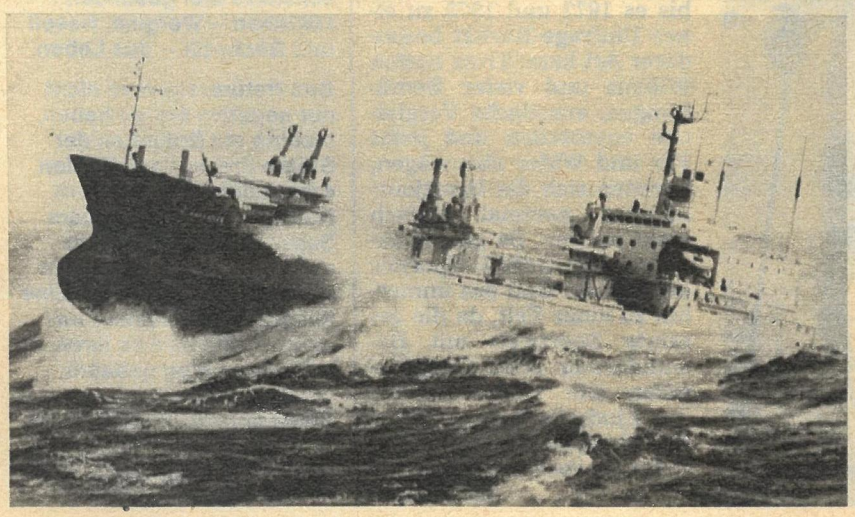
Hart ist die See – und oftmals erbarmungslos. Stark müssen die Schiffe sein, allen Wettern trotzen. „Safety first!" – „Sicherheit zuerst!" ist oberstes Gebot in der Seefahrt. Doch beim Bau neuer Schiffe zählen noch weitere, unverzichtbare Kriterien. Wissenschaft hilft den Konstrukteuren – auch in Bulgarien. FREIE WELT sah Schiffe im Test, lange bevor sie auf Hellingen oder in Docks Gestalt gewinnen. Uns öffneten sich die Türen des Instituts für Schiffshydrodynamik in Warna...

In aller Welt sind Reeder höchst anspruchsvolle Leute. Mögen Schiffe auch noch so schön sein – das interessiert den Reeder, der bei der Werft ein Schiff ordert, bestenfalls fürs Image seiner Flotte. Andere Attribute haben für ihn weitaus größeres Gewicht: Modern muß das Schiff sein, zuverlässig und leistungsfähig, leicht zu bedienen und sicher beim Manövrieren, maximal viel Ladung muß es tragen können, kostengünstig beim Kauf und wirtschaftlich im Einsatz sein. Kann man Schiffe mit so vielen guten Eigenschaften überhaupt bauen? Die Antwort: Nur wer heutzutage imstande ist, Schiffe mit allen diesen Vorzügen auf Kiel zu legen, hat auf dem Weltschiffbaumarkt wirkliche Chancen. Allzu groß ist die Konkurrenz, und die Konstrukteure jeder Werft können sicher sein: Die anderen schlafen nicht!

Sämtliche Schiffbauländer – selbst solche, die nicht in der allerersten Reihe stehen – stützen sich, wenn's ums Projektieren, Entwerfen, Konstruieren neuer Schiffe geht, auf die Wissenschaft als Motor im Rennen um die begehrte Bau-Order. Erst recht natürlich ein Land wie Bulgarien, das allein in den letzten beiden Jahren rund 80 Schiffe für ausländische Reeder vom Stapel ließ – zur Hälfte für den Hauptpartner ihrer Werften, die UdSSR. Doch auch dabei gilt: Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt! Zwischen der Idee und den ersten Brennschnitten bei Baubeginn muß sich das Schiff – als Modell im kleinen und bei hartnäckigen Tests – bewähren, bevor es aus Hunderten, Tausenden Tonnen Stahl endlich zu stolzer Größe heranwächst. In Warna – im Institut für Schiffshydrodynamik – haben wir's sehen können.





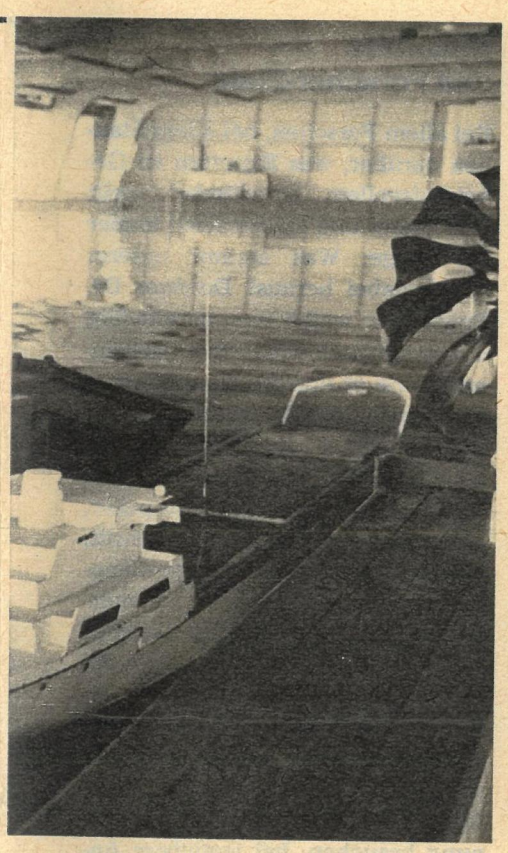


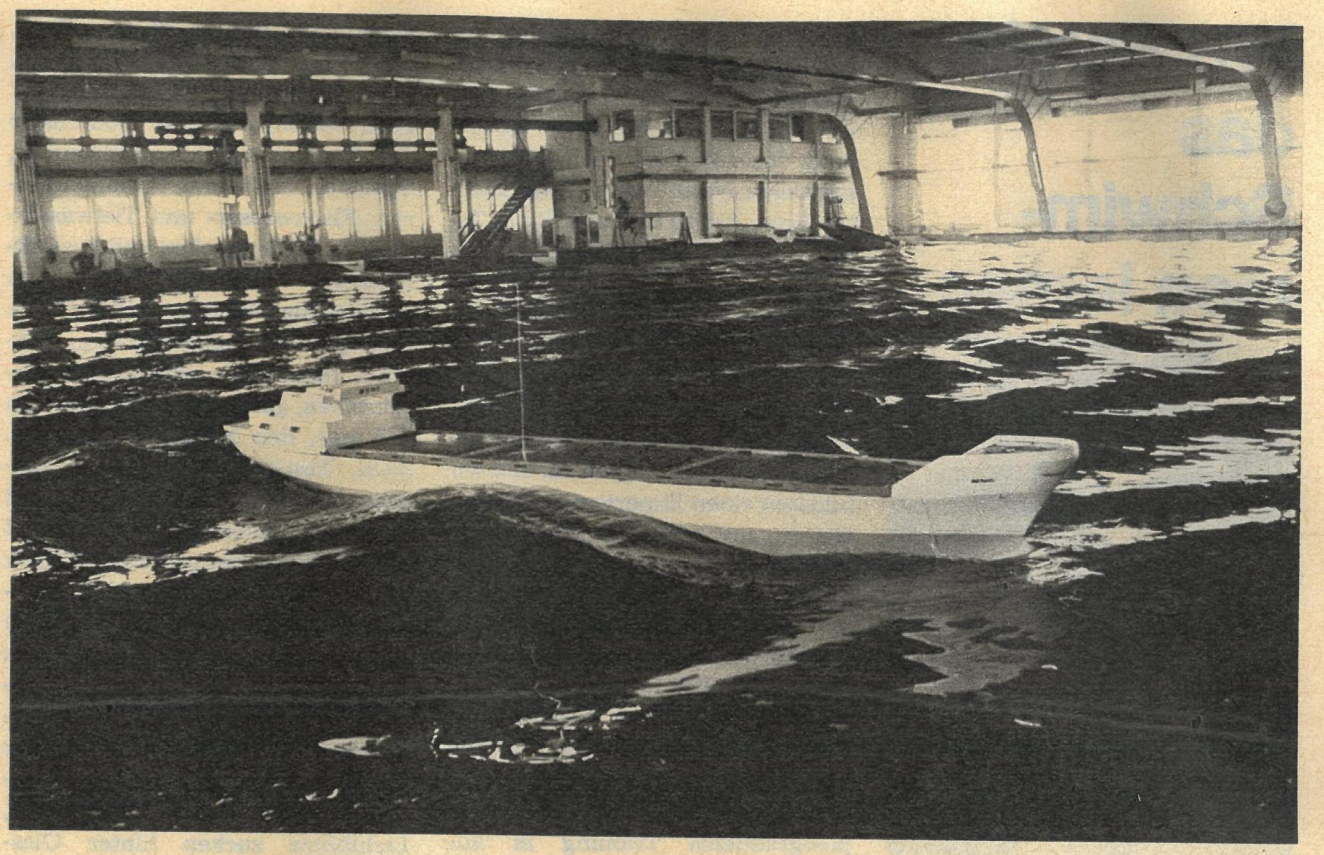
Von der Zukunft zurückgerechnet

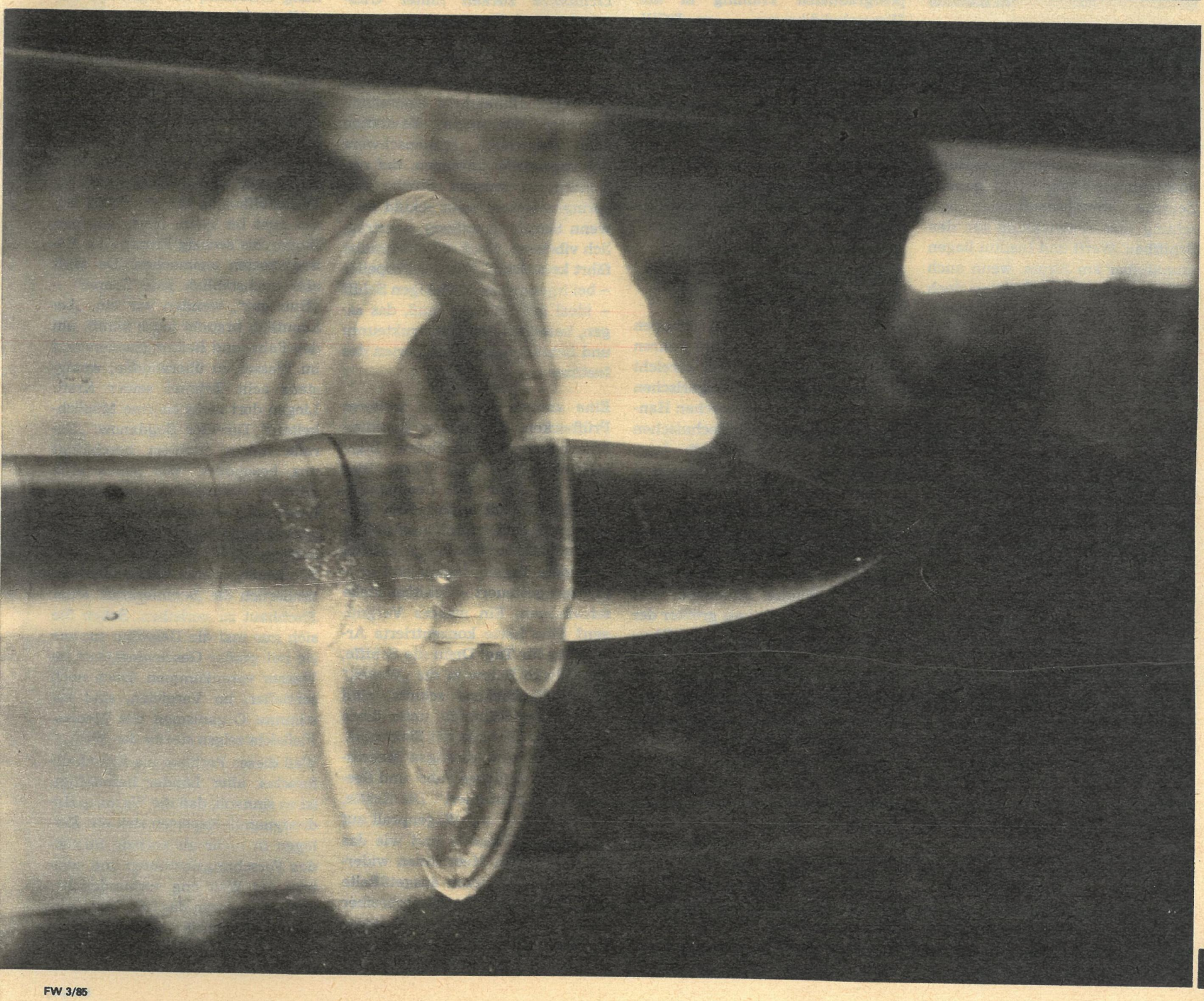
Meerstadt-Kulisse, verschleiert im Frühdunst, und vor diesem Panorama mit seinen Häusern und Straßen, die hinaufsteigen zu den Balkanhängen, schwingt sich – von gigantischen Pfeilern getragen – die kilometerlange „Khan-Asparuch"-Brücke im kühnen Bogen über den Strom. Diesseits, auf einem vom Stromufer sanft ansteigenden Hügel, recken sich weitge-

Sturm im Mittelmeer – das Schiff scheint Spielball der See: Der 7300-Tonnen-Frachter „Blankensee" im elementaren Anprall der Wogen (Bildreihe links). Unerhörte Kräfte wirken – jedes Schiff muß sie sicher bestehen...

Seegang – simuliert: Schiffsmodell auf „Testkurs" im Warnaer Wellenbecken (oben). Kavitations-Prüfung an einem Modell-Propeller (rechts).







Wo Schiffe das Schwimmen lernen

Direktor Dr. Bogdanow: „Dem Schiffskörper die ‚Schmierkraft' einer Fischhaut verleihen – ein Ziel für die Zukunft!"

streckte, hellgeputzte, flache Gebäude sowie ein vielstöckiges Bürohochhaus ins Gelände: Bulgariens Zentrum wissenschaftlicher Forschung und Entwicklung für den Schiffbau. Werft und Institut liegen unmittelbar am Strom, wenn auch am jeweils anderen Ufer, so doch kaum zehn Autominuten voneinander entfernt. Ein hohes Portal, eine breite Treppe, ein Foyer im ersten Stock; große Farbdias in einem deckenhohen Gestell weißer Rahmen; auf generalstabgroßem Tisch das Modell des Instituts im Größenverhältnis 1:100 für einen ersten Überblick (es mißt einige Meter im Geviert); ringsum mehrere furniergetäfelte Türen – eine geht auf. Das „Guten Tag" und „Herzlich Willkommen" wird uns in eigener Muttersprache zuteil. Stojan Stojanow, der uns beim Gespräch mit dem Direktor sprachmittelnd zur Seite stehen will, hat es in Rostock gelernt – als Student, Absolvent, Ingenieur-Diplomand der „Wilhelm Pieck"-Universität, Sektion Schiffbau. So beginnt unsere Begegnung mit einem AHA-Effekt: Dipl.-Ing. Stojanow ist Leiter im Computer- und Automatik-Zentrum des Instituts.

Allerwärts, wo man heute für morgen, übermorgen denkt, forscht, experimentiert, sind Direktoren im allgemeinen wenig gesprächig. Darin bildet Dr. Dipl.-Ing. Petár Bogdanow, der Institutsdirektor, keine Ausnahme, und ehe wir unsere ersten Fragen an den Mann bringen können, läßt er sich zunächst mal allerlei von uns erzählen. Dann sagt er: „Es war viele Jahre lang, seit Bulgarien Schiffe baut, unser Wunsch – ich würde sogar sagen unser Traum –, ein Institut dieser Art zu besitzen. Eines Tages erfuhren wir, daß sich unsere Hoffnung erfüllen kann. Nun aber mußten wir uns von der Gegenwart lösen und weit in die Zukunft denken. So entstand die Idee, namhafte Wissenschaftler führender Schiffbauländer zum Mitdenken einzuladen. Nahezu alle sagten zu, und wir bildeten einen Expertenrat mit Vertretern aus zehn Ländern. Als er nach langen intensiven Beratungen auseinanderging, konnten wir davon überzeugt sein, daß wir wirklich für die Zukunft bauen werden. Am 10. Oktober 1976 wurde das Institut eröffnet. Nun begann eine zweite, wichtige Etappe: Wir entsandten Mitarbeiter des Instituts zu mehrmonatigem bis einjährigem postgradualen Training in alle Himmelsrichtungen – zu RGW-Partnern, nach Westeuropa, nach Japan und in die USA; vor allem natürlich in die Sowjetunion. Das Ergebnis bis heute: Für mehr als dreißig neuentwickelte Schiffsserien sind in unserem Institut komplexe Untersuchungen und Tests vorausgegangen, konnten wir Entscheidendes dazu leisten, daß die Kunden unsere Schiffe schätzen…"

Experimente – Experimentatoren

Der Löwe, Sinnbild im Wappen Bulgariens, hat in einem wahren „Löwensprung" das Meer erreicht – mit Schiffen aus bulgarischen Werften und der bulgarischen Handels-, Fischerei- und Technischen Flotte. In den dreieinhalb Jahrzehnten des Schiffbaus Bulgariens – quasi aus dem Nichts –, sind bei Stapelläufen auf den Werften von Warna, Burgas und Russe (Donau) bereits viele hundertmal dickbäuchige Sektbuddeln am Bug frischgetaufter Schiffe zerschellt. Und rund 120 Frachter – als größter der 100 000-Tonnen-Tanker „Khan Asparuch" aus der „Georgi Dimitroff"-Werft in Warna – fahren auf ozeanweiten Routen. Mehr als acht Zehntel aller Seetransporte für das Land bewältigt die eigene Flotte… Viele von denen, die in Bulgarien Schiffe entwerfen, testen, bauen oder als Offiziere, Kapitäne Schiffe aufs Meer führen, kehrten, solide ausgebildet, von Schiffbau- und Schiffahrts-Kathedern Leningrads oder Kiews, Gdańsks oder Rostocks nach Haus zurück, um hier ihren Platz auszufüllen – wie Stojan Stojanow. Er hat uns, beim Rundgang durchs Institut, unter seine Fittiche genommen, und es ist zu spüren, das er uns all das, was wir sehen, mit sichtlichem Stolz vorweist: Säle, vollbepackt mit modernster Test-Technik, Container-Terminals, Speicher, Meß- und Prüfapparaturen; Flachwasser- und Tiefwasserbecken, Wellenbecken und Freiluftbecken – und den begonnenen Ausbau der Windkanal-Halle. Uns umschwirren Zahlen, Daten, Fakten – unmöglich sämtliche aufzuschreiben, gar sich zu merken: Von Mikrons, den Millimeter-Tausendsteln, Testgeschwindigkeiten zwischen einigen Zentimetern und mehreren Metern pro Sekunde ist die Rede, von Saugwirkung, Druck und Schub, der Kavitation (Erosionswirkung auf den Propeller) und der Propulsion (Vortrieb des Schiffs), von Bug- und Heckwülsten, Fahr-, Reibungs-, Restwiderständen und anderem noch. Ein Mini-Propeller im Kavitations-Kanal. Wasser spritzt aus Düsen ein, Lichtblitze zucken hinter Glasscheiben auf. Ein eigenartiges, spiralenförmiges „Ringgewebe" scheint das Propeller-Modell zu umgeben; vor der Sichtscheibe wird eine Filmkamera eingeschaltet, surrt. Wir wissen: Kavitation kann meterhohe, tonnenschwere Schiffspropeller zernagen, tief zerlöchern, in tausend Stücke zerspringen lassen, kann schuld sein, wenn Schiffe unzulässig, unerträglich vibrieren. Doch ohne Schraube fährt kein Schiff. Wie der Propeller – bei irgendeinem beliebigen Schiff – ideal geformt sein muß, das sagen, beweisen den Konstrukteuren und Schiffbauern die Experten des Instituts.

Eine andere Halle, ein weiteres Prüfbecken, ein anderer Instituts-Mitarbeiter: Shiwko Botew, Ingenieur-Absolvent aus Warna, der 1974 ein Jahr im Leningrader Schiffbauinstitut ergänzendes Wissen der Hydrodynamik erwarb. Ihn dürfte jeder rechte Junge zutiefst beneiden: Tagein, tagaus läßt er – funkferngesteuert – Schiffsmodelle schwimmen. Ein wahres Vergnügen? Eine harte konzentrierte Arbeit Tag für Tag! Denn die Schiffe, die Shiwko Botew in die „Wogen" des Wellenbeckens schickt, sind hinter ihren Rümpfen, unter ihren Decks hochbestückt mit Elektronik. Im Modell wird künftigen Meeresgästen vorzügliches Fahr- und Seeverhalten „antrainiert". Die Kräfte, die bei Sturm und Wogenprall auf das Schiff wirken – und wie das Schiff auf dem Meer ihnen widersteht –, signalisieren ausgetüftelte Meßfühler an Diagrammschreiber und Datenspeicher. Moderne Schiffe müssen eben auch aufs modernste getestet werden!…

Resultate und Forscher-Ziele

Bei allem Forschen, bei allem Staunen darüber, was Experten an Geheimnisvollem „enträtseln", stellt sich zuerst und zuletzt noch immer die Frage: Was kommt unterm Strich dabei heraus? Direktor Dr. Bogdanow weiht uns bereitwillig ein, wenn auch wiederholt nachsinnend, wie er uns die komplizierten Probleme der Forschungsschwerpunkte seines Instituts am einleuchtendsten plausibel machen kann: Geometrie der Propeller, Schrauben mit reguliertem Schritt, aktive und passive Schlingerdämpfungsmethoden, Propulsionsuntersuchungen, und Begriffe solcher Art noch und noch. „Wir haben dabei mehrere Ziele zugleich im Auge. Alles in allem geht es darum, Schiffe zu bauen, die ein Optimum an Ladung tragen können, durch Automatisierung weniger Bedienung brauchen, bei jeglichem Angriff der Elemente auf See bestens bestehen, daß sie leicht und sicher zu steuern sind, es sich gut, bequem und ungestört von Maschinen- oder Propeller-Vibration auf ihnen lebt und vor allem, daß sie mit weniger Treibstoff möglichst noch schneller fahren. Zu letzterem sei gesagt, daß beispielsweise die Treibstoffkosten für ein Schiff früher acht bis zehn, heute dagegen fünfzig bis sechzig Prozent der Betriebskosten ausmachen. Da zählt also buchstäblich jede Tonne!" – „Nun gut", wenden wir ein, „bekanntlich braucht jedes Schiff, um den Fahr- und Reibungswiderstand im Wasser zu überwinden, wenigstens acht Zehntel seiner Kraft. Liegen dort nicht enorme Möglichkeiten?" Direktor Bogdanow: „Gerade dieses Problem beschäftigt uns besonders. Wir sehen eine künftige Lösung darin, mittels Polymeren, die natürlichen Ursprungs sind – also: das Meer ökologisch nicht belasten –, dem Schiffskörper impulsartig oder kontinuierlich die ‚Schmierkraft' einer Fischhaut zu verleihen. Sehen Sie sich nur mal die Delphine an, wie sie mit großer Geschwindigkeit im Wasser vorankommen. Doch noch schneller, im Vergleich, sind bestimmte Organismen des Meeres. Vielleicht zeigen sie uns den Weg…"

Weil dieses Problem die Schiffbauforscher aller Länder beschäftigt, ist es sinnvoll, daß die Warnaer Hydrodynamik-Experten sich mit Kollegen in mehr als sechzig führenden Forschungsinstituten und -zentren der Welt eng verbunden haben, allen voran das „Krylow"-Forschungsinstitut in Leningrad…

Text: Helmuth Pelzer; Fotos: Volker Hohlfeld; Archiv Dieter Strobel

Vor 40 Jahren auf der Konferenz in Jalta:

DIE GROSSEN DREI

Am 11. Februar 1945 verließen die „Großen Drei" den Liwadija-Palast in Jalta. Marschall Stalin verabschiedete den amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt und den britischen Premier Winston Churchill. Eine Woche angespannter Gespräche und weltentscheidender Beschlüsse war vorüber. „Die Völker der Welt – davon bin ich überzeugt – werden die Ergebnisse dieser Konferenz nicht nur begrüßen, sondern in ihnen eine wirkliche Garantie sehen, daß unsere drei großen Nationen in Frieden ebenso gut wie im Krieg zusammenarbeiten können", schrieb Roosevelt beim Verlassen der Krim an Stalin.

Übereinstimmung unter ungleichen Partnern

Daß Roosevelt und Churchill den Liwadija-Palast überhaupt betraten, war nicht zufällig. Die Zustimmung, auf sowjetischem Boden die Verhandlungen zu führen und nicht, wie ein Jahr zuvor, auf neutralem in Teheran, war den überragenden und opfervollen Leistungen der Sowjetarmee geschuldet, die die Hauptlast des Krieges für die Befreiung Europas trug. Es war die Ehrenbezeugung an einen Partner, der im Ringen gegen den Faschismus zur politischen und militärischen Macht herangewachsen war, über dessen Kopf hinweg keine internationalen Entscheidungen mehr getroffen werden konnten wie vormals. Als Roosevelt, Churchill und der Gastgeber Stalin ihre Plätze im Liwadija-Palast einnahmen, war sich jeder der drei bewußt, daß die unterschiedlichen Meinungen über die künftige Nachkriegsordnung Europas in den Hintergrund zu treten haben. Vornan stand die Zerschlagung des deutschen Faschismus, die totale Vernichtung seiner ökonomischen und politischen Machtbasis. Diese Vereinbarung hatte besonderes Gewicht, denn nur die radikale Erfüllung dieser Verpflichtung würde verhindern, daß auf deutschem Boden jemals wieder der Geist des Revanchismus, des Militarismus, des Rassenwahns und des Drangs nach dem Osten gedeihen konnten.

In der „Erklärung über das befreite Europa" zeigten sich die „Großen Drei" einig, den befreiten osteuropäischen Staaten und den ehemaligen Vasallen Nazideutschlands das Recht auf Souveränität, unverletzliche Grenzen und demokratisch gewählte Regierungen zuzubilligen. Unverkennbar war, daß diesen Punkt die westlichen Alliierten auf ihre Art deuteten, da sie in der Gewißheit lebten, diese Länder würden sich, dank westlicher Unterstützung, wieder mit bürgerlichen antikommunistischen Regierungen schmücken.

Bei der sogenannten Polenfrage wurde das westliche Ziel deutlich, mit der Wiedereinsetzung der fanatischen antisowjetischen polnischen Exilregierung einen „Cordon sanitaire", einen sowjetfeindlichen Damm, zu errichten. Die sowjetische Delegation erklärte, daß sie an einem starken, unabhängigen und befreundeten Polen interessiert sei, das nicht mehr Spielball in den Händen aggressiver Mächte werde und Korridor für Aufmärsche gegen die Sowjetunion. Auch in diesen, teils kontroversen Gesprächen siegte die Übereinstimmung, alles Erdenkliche zu tun, um Europa nie wieder zum Herd eines Krieges werden zu lassen. Das Kommuniqué von Jalta bekräftigte den Willen der Siegermächte, die einheitlichen Ziele und Handlungen auch in der „kommenden Friedenszeit aufrechtzuerhalten und zu stärken".

Das Synonym „Jalta"

„Wir müssen der Tatsache ins Auge sehen, daß der Jahrestag des Abkommens von Jalta im Februar nicht nur eine unangenehme Vergangenheit symbolisiert, sondern auch eine Hinterlassenschaft – in Gestalt der Spaltung Europas –, die die geopolitische Stabilität an der Ost-West-Front potentiell bedroht", äußerte Zbigniew Brzezinski, ehemaliger Chef des Nationalen Sicherheitsrates unter Präsident Carter. Ronald Reagan sagte heute, daß die USA die in Jalta festgelegte „Teilung Europas" nie hinnehmen werden, und Außenminister Shultz sekundierte auf einem Treffen von Kriegsveteranen in Chicago, daß ein „geteiltes Europa" unakzeptabel sei.

Haben die Beschlüsse von Jalta „Europa geteilt"? In Jalta wurde vereinbart, den Staaten das Recht auf gesicherte Grenzen und eigene demokratische Regierungsformen zu gewähren. Was in den USA und in der BRD als Verletzung „geopolitischer Stabilität" und „potentielle Bedrohung" ausgegeben wird, ist nichts weiter als das andauernde Wehgeschrei über die Entscheidung der osteuropäischen Völker, aus den leidvollen Erfahrungen der Geschichte gelernt und dem Kapitalismus den Rücken gekehrt zu haben.

In den USA spricht man nicht erst seit heute über die Beschämung, die man darüber empfindet, daß Präsident Roosevelt sich habe übertölpeln lassen und Churchill zähneknirschend einem unwürdigen Spiel seine Zustimmung gab. Schon kurz nach dem Tode des Präsidenten Roosevelt hielten die Männer um Truman die Abkommen von Jalta für verlorene Liebesmüh und meinten, daß die Unterschrift ihres verstorbenen Präsidenten eine völlig verkorkste Angelegenheit guthieß.

Senator Vandenberg, eine Schlüsselfigur in der US-Außenpolitik unter Truman, vertraute kurz nach dem Jalta-Treffen seinem Tagebuch an: „Nichts könnte mir eine größere persönliche Genugtuung bereiten als eine öffentliche Verurteilung der Konferenz von Jalta." Die Öffentlichkeit, auch in den USA, hatte das heroische Ringen der Sowjetunion mitgelebt und mitgefühlt und war nach Kenntnis der kalten Krieger längst noch nicht reif, dem traditionellen Antisowjetismus zu huldigen, als wäre nichts vorgefallen. Erst in der Hysterie des kalten Krieges und durch die emsige Tätigkeit der Massenmedien wurde der Boden bereitet, die Sowjetunion wiederum zu verteufeln und alle Abmachungen mit ihr als Blendwerk zu brandmarken. Was war geschehen? Was macht die Beschlüsse von Jalta so verdammenswert? Nun reifte langsam auch in den verbohrtesten Köpfen die Gewißheit, daß die osteuropäischen Völker nicht gewillt waren, Regierungsformen zuzulassen, die auf einem antisowjetischen Konfrontationskurs segelten. Diese Entscheidung welthistorischen Ausmaßes war eine böse Überraschung für diejenigen, die noch immer an die Unverrückbarkeit imperialistischer Macht- und Einflußsphären geglaubt hatten. Das Wort „Jalta" wurde zum Synonym des angeblichen „Ausverkaufs der freien Welt" an die Sowjetunion.

Obgleich die USA die Unterschrift ihres vormaligen Regierungschefs gern ungeschehen gemacht hätten und mit einer „Politik am Rande des atomaren Abgrunds" der Welt übel mitspielten, zerbrachen die Abkommen von Jalta nicht. Sie bewiesen für Europa ihre friedenssichernde Stabilität. Die Unverletzlichkeit der Grenzen, die souveräne Gleichheit und territoriale Integrität, in Jalta beschlossen, mußten 1975 in Helsinki auf der Konferenz für Frieden und Sicherheit in Europa auch jene anerkennen, die den Traum von einer Revision nie aufgegeben hatten.

Im Abseits der Geschichte

Wenn heute in der BRD die ewig Gestrigen von der „Existenz des Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937" reden, von der „ungelösten deutschen Frage" und vom 8. Mai 1945 als dem Tag der Schmach und der Niederlage, wenn im Juni dieses Jahres revanchistische Verbände ein Treffen unter dem Motto „40 Jahre Vertreibung – Schlesien bleibt unser" stattfinden lassen wollen – so ist das mehr als nur eine verbale Verletzung abgeschlossener völkerrechtlicher Verträge. Es ist Ausdruck des Revanchismus, der Versuch, die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges zu korrigieren; es ist die Flucht in die wahnwitzige Illusion, das sozialistische Weltsystem durch Hochrüstung und atomare Bedrohung auf der „Müllhalde der Geschichte" landen zu lassen, wie Reagan sich auszudrücken beliebte.

„Fest steht eines: Die europäische Friedensordnung, für die im Kampf gegen den Hitlerfaschismus so viel Blut vergossen wurde, fordert die Anerkennung, Sicherheit und Unverletzlichkeit der Grenzen aller Staaten unseres Kontinents. Wer in der BRD vom 8. Mai 1945 als einem Tag der Trauer spricht, von Kapitulation statt von Befreiung, und wer die europäische Landkarte verändern möchte, stellt sich ins Abseits der Geschichte und gefährdet den Frieden in Euopa", wird im „Aufruf zum 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus und der Befreiung des deutschen Volkes" festgestellt, der vom ZK der SED, dem Ministerrat und Staatsrat der DDR und dem Nationalrat der Nationalen Front unterzeichnet ist.

Hans Bergmann

Foto: Archiv

1976: Burjatische ASSR

1977: Adygeisches Autonomes Gebiet

1978: Karelische ASSR

1979: Südossetisches Autonomes Gebiet

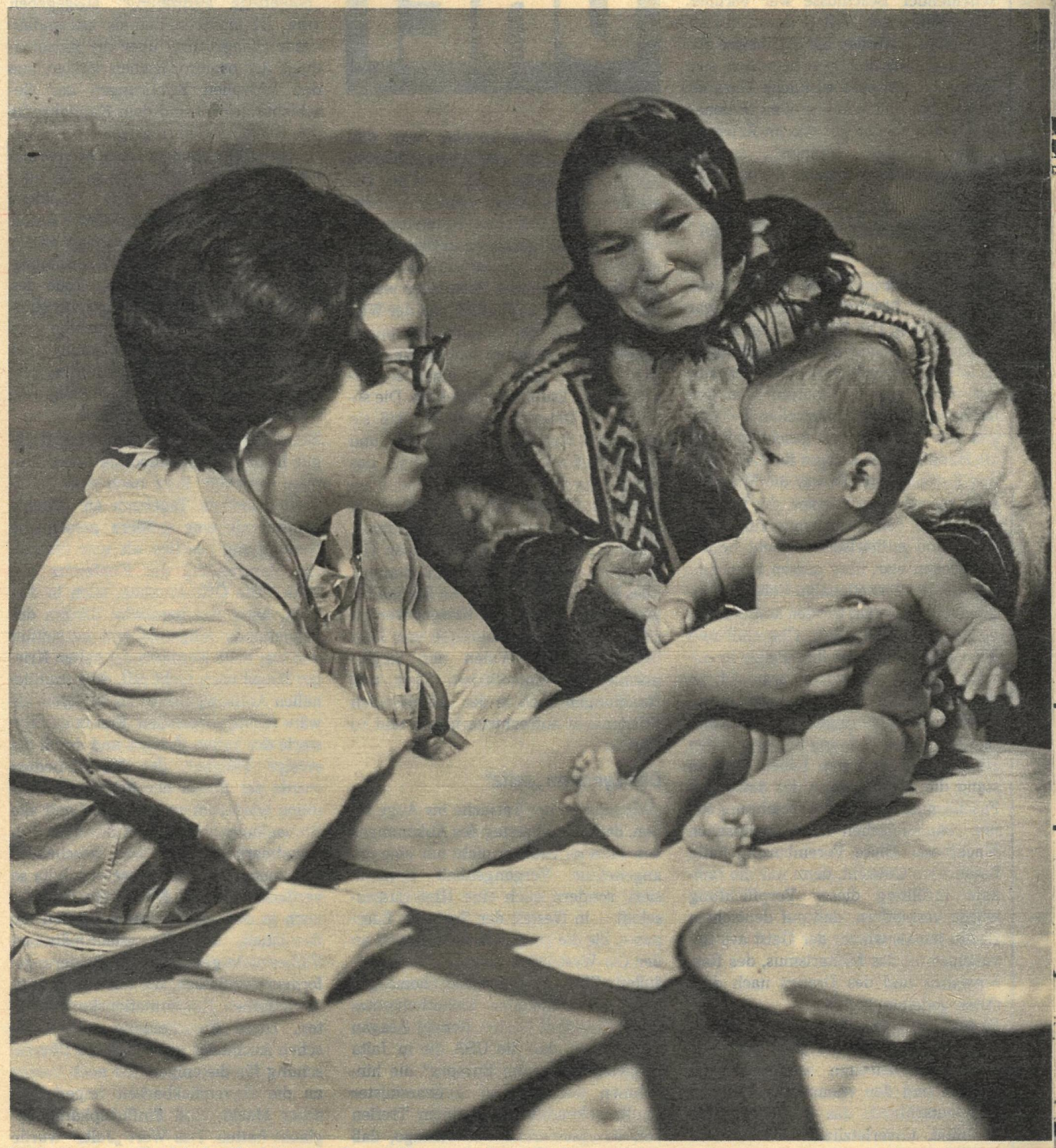
1980: Karakalpakische ASSR

Wir kennen die Völker,

Interview im Leserauftrag

Liebe Leser!
Vor zehn Jahren veröffentlichten wir den ersten Beitrag innerhalb der FW-Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR". Seitdem erreichen uns zur Leninschen Nationalitätenpolitik Fragen über Fragen. Immer sind wir bemüht, Ihnen gleich zu antworten. Einige Fragen jedoch haben wir im Laufe der Zeit gesammelt, weil sie immer und immer wieder gestellt werden. FW-Mitarbeiterin Gisela Reller sprach mit Dr. Ingeburg Winkelmann, Ethnographin an der Humboldt-Universität zu Berlin.
Weitere Fragen werden in Zukunft regelmäßig auf den Seiten des „Leserforums" beantwortet – in Heft 1/1985 haben wir bereits damit begonnen.

Ihre Redaktion
FREIE WELT



Im Autonomen Bezirk der Korjaken, im fernen Kamtschatka, gilt die medizinische Betreuung als vorbildlich.

1981: Autonomer Bezirk der Tschuktschen

1982: Dagestanische ASSR

1983: ASSR der Komi

1984: Tuwinische ASSR

1985: Kalmykische ASSR

Im II. Quartal berichtet FREIE WELT über die Kalmyken, ein westmongolisches Volk, das zwischen 1618 und 1632 in das Steppengebiet der unteren Wolga zog.

nennen die Namen...

Frau Dr. Winkelmann, in unserem ständigen Vorspann zu den Beiträgen innerhalb der Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" schreiben wir von der Gleichberechtigung aller sowjetischen Nationen und Völkerschaften. Können Sie den Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen erläutern?

In der UdSSR entwickelten sich im Prozeß der sozialistischen Umgestaltung aus Nationen und Völkerschaften des ehemaligen zaristischen Rußlands einerseits sozialistische Nationen. Andererseits bildeten sich aus gentilgesellschaftlichen und anderen vorkapitalistischen ethnischen Gemeinschaften bei Umgehung der kapitalistischen Entwickungsstufe sozialistische Völkerschaften heraus. Auf Grund ihrer zahlenmäßig geringen Bevölkerung fehlen ihnen die erforderlichen Voraussetzungen zur Nationsbildung.

Welche Völkerschaften erfüllen denn nicht die Voraussetzungen, die zur Bildung von Nationen nötig sind?

Zum Beispiel die Niwchen, die Nenzen, die Jukagiren, die Ewenen, weil sie kein eigenes Territorium besitzen. Oder die Udehen und Saamen, weil sie keine eigene Schriftsprache haben.

Vor der Revolution waren die meisten Völker ohne Schriftsprache. Gibt es außer den bereits erwähnten Udehen und Saamen noch andere Völker, die keine eigene nationale Schriftsprache haben?

Inzwischen haben fast alle Völker der Sowjetunion eine eigene Schriftsprache – die (800) Jukagiren seit 1983. Einige Völker jedoch besitzen noch kein eigenes Schrifttum. So ist zum Beispiel die Literatursprache der Zachuren, die in Dagestan beheimatet sind, Russisch, die der Zachuren, die in Aserbaidshan leben, aserbaidshanisch. Ohne Schrifttum sind auch noch die Alëuten, Itelmenen, Wepsen, Negidalen, Ultschen, Orotschen.

Warum haben einige Völkerschaften keine eigene Form der Autonomie?

Nur zwei Prozent der Angehörigen sowjetischer Völkerschaften haben keine eigene nationale Staatlichkeit, da entweder ihre Bevölkerungszahl zu klein ist oder sie zu zerstreut leben. Die angestammten Völkerschaften bewohnen zumeist angestammte Siedlungsgebiete. So leben zum Beispiel die Ewenen und die Jukagiren seit alters auf dem Territorium der heutigen Jakutischen ASSR, die Gagausen auf dem der Moldauischen SSR, die Wepsen auf dem der Karelischen ASSR.

Wonach richtet sich die Bezeichnung der Autonomien? Warum heißt beispielsweise der Autonome Bezirk der Tschuktschen nicht Autonomer Bezirk der Eskimos, die doch auch seit alters in diesem Gebiet leben?

Bei Gründung der einzelnen Formen der Autonomie wurde – wie auch bei den sozialistischen Sowjetrepubliken – als Bezeichnung der Name der Stammbevölkerung gewählt, die die meisten Angehörigen zählt; die Tschuktschen hatten schon immer weitaus mehr Angehörige als die Eskimos. – Inzwischen gibt es allerdings – das hängt mit der Migration der Bevölkerung und dem unterschiedlichen Bevölkerungszuwachs zusammen – einige Republiken, wo die Stammbevölkerung inzwischen nicht mehr die Hauptbevölkerung ausmacht. In zwei Unionsrepubliken – in der Kasachischen SSR und der Kirgisischen SSR – sind die Nationen, die den Republiken ihren Namen gaben, nicht mehr in der Mehrzahl.

Bei der Volkszählung von 1979 werden keine Dagestaner aufgeführt. Es gibt aber eine Dagestanische ASSR...

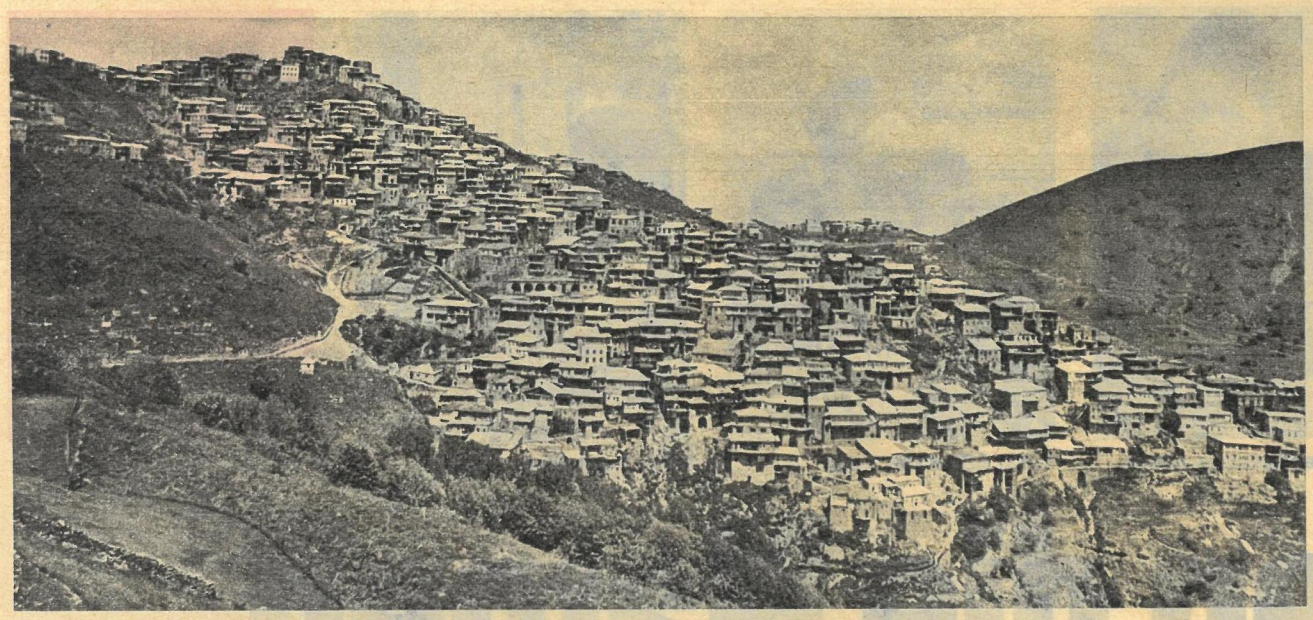
Die Dagestanische ASSR ist eine der zwei Autonomen Sozialistischen Sowjetrepubliken, die nicht nach einer der (zahlenmäßig stärksten) ansässigen Nationen oder Völkerschaften benannt wurde, sondern nach ihrer typischen Landschaft, Dag = Berg, Dagestan = Land der Berge. Der Grund ist das stete Bemühen um nationale Gerechtigkeit; denn Dagestan ist die einzige ASSR, auf deren Territorium seit Jahrhunderten zwölf verschiedensprachige Völkerschaften leben.

Die zweite der zwanzig ASSR, die nicht nach einer Nation oder Völkerschaft benannt wurde, ist die ASSR Nachitschewan. Sie gehört zur Aserbaidshanischen SSR. Auf der Landkarte zu suchen ist sie allerdings in der Armenischen Sozialistischen Sowjetrepublik. Welche Ursachen führten zu dieser Konstellation?

Nachitschewan erhielt 1923 nationale Autonomie innerhalb der Aserbaidshanischen Sowjetrepublik, zunächst als autonomes Gebiet, 1924 erfolgte die Umwandlung in eine autonome Republik. In der Tat schließt sich sein Territorium nicht unmittelbar an Aserbaidshan an. Die Ursachen hierfür sind in der historischen Entwicklung zu sehen. Feudale Zersplitterung und ständige Machtkämpfe zwischen der Türkei und Persien, insbesondere im 16. Jahrhundert, um die Vorherrschaft im Kaukasus, führten zur Unterwerfung und Spaltung der in diesem Gebiet lebenden Völker. So erfolgte 1639 die endgültige Teilung Armeniens zwischen der Türkei und Persien. Lediglich Karabach und Sjunik blieben als feudale Fürstentümer bestehen. Nachitschewan, zu dieser Zeit aserbaidshanischer Fürstenbesitz, ge-

Im Jüdischen Autonomen Gebiet erscheint Literatur in hebräischer Sprache.

Wir kennen die Völker ...



Die Dagestanische ASSR ist Heimat von zwölf angestammten Völkerschaften.

riet bis Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts ebenso wie der gesamte südliche Teil von Aserbaidshan in Vasallenabhängigkeit von Persien.
Im Laufe des 19. Jahrhunderts konnten bis auf Teile Armeniens alle kaukasischen Gebiete dem zaristischen Rußland angeschlossen werden. Jedoch erst nach dem Sieg der Sowjetmacht im Jahre 1920 erhielten die transkaukasischen Völker nationale Souveränität. 1920 wurden die Aserbaidshanische und Armenische Sozialistische Sowjetrepublik und 1921 die Georgische SSR gebildet, die sich 1922 zu einer einheitlichen Transkaukasischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik, die bis 1936 bestand, zusammenschlossen.
Da die Bevölkerung Nachitschewans in ihrer überwiegenden Mehrzahl aus Aserbaidshanern bestand, wurde dieses Gebiet der Aserbaidshanischen Sowjetrepublik zugeordnet.

Es gibt ja auch autonome Gebiete, die nicht nach einer Völkerschaft benannt sind ...

Ja, das Autonome Gebiet Bergbadachschan und das Autonome Gebiet Bergkarabach. Hier spielten bei der Namensgebung ähnliche Überlegungen eine Rolle wie bei der Dagestanischen ASSR.

Dagestan ist mit „Land der Berge" zu übersetzen. Was bedeutet Nachitschewan? Was Bergbadachschan? Was Bergkarabach?

Nachitschewan ist ein armenisches Wort und bedeutet so viel wie „Anfang" oder „früher". Vielfach wird es mit der biblischen Geschichte in Zusammenhang gebracht. Eine eindeutige wissenschaftliche Erklärung gibt es jedoch noch nicht. Wir finden die Bezeichnung „Nachtschawan" bereits in Dokumenten des 5. Jahrhunderts, Prometheus erwähnt das Gebiet „Naschawa" im Kaukasus. – Bergbadachschan ist ein geographischer Begriff, seine Herkunft noch umstritten. Wahrscheinlich besteht eine Beziehung zu den Windverhältnissen, die im Sommer im Gebiet des Westpamir, zu dem das Autonome Gebiet Bergbadachschan gehört, vorherrschen. Im Westpamir finden wir starke Erosionskontraste, was sich auch auf die klimatischen Bedingungen auswirkt. Bad-i-wachan = Bergtalwinde. Das Wort Badachschan entstammt der iranischen Sprachgruppe. – Bergkarabach – Karabach ist ein türkisches Wort und bedeutet „schwarzer Garten" – eine geographische Bezeichnung, die die Besonderheit der Bodenstruktur in diesem Berggebiet zum Ausdruck bringt. In alten armenischen Dokumenten wird diese Region „Arnach" genannt.

Viele Leser wüßten gern Näheres über die Alëuten.

Die Alëuten bezeichnen sich teilweise auch als „unangan". Sie sind eine sehr kleine Völkerschaft, die sich erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus Vertretern unterschiedlicher ethnischer Gruppen herausgebildet hat. Die Alëuten leben fast ausschließlich auf den Kommandeur-Inseln. Zwei Inseln gehören zum Territorium der UdSSR, die übrigen zum Territorium der USA. Ihre Besiedlung erfolgte um 1826 durch Mitarbeiter der Russisch-Amerikanischen Handelskompanie, die zur Meeres- und Pelztieraufbereitung in diesem Gebiet ständige Arbeitskräfte benötigte. Bis 1917 waren die Inseln nach Auflösung der Russisch-Amerikanischen Handelskompanie im Jahre 1867 und des Verkaufs der Mehrzahl der Inseln an die USA an unterschiedliche Handelsvertretungen verpachtet.
Nach der Zerschlagung der Interventen im Jahr 1923 konnten schon zwei Jahre später die ersten territorialen Sowjets der Alëuten auf den sowjetischen Kommandeur-Inseln gebildet werden. 1979 lebten in der UdSSR 500 Alëuten, in den USA beträgt ihre Anzahl rund 5000. Ihre Sprache ist der Eskimo-Sprache sehr ähnlich.

Hat man den sowjetischen Alëuten im achtzehnbändigen „Meyers Neues Lexikon" immerhin eineinhalb Zeilen eingeräumt, so sind die Ishoren hier gar nicht aufzufinden.

Ishoren ist die Bezeichnung für eine kleine finnischsprachige Völkerschaft, die im Leningrader Gebiet lebt. Die Ishoren, ihrer Sprache und Herkunft nach sehr eng mit den Kareliern verwandt, gelangten in das Gebiet zwischen Ladogasee und Newa zu Beginn des 2. Jahrhunderts. Bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts besiedelten sie ein relativ großes Territorium, das zum Nowgoroder Staat gehörte. Ständige Kontakte zu der in diesem Gebiet lebenden slawischen Bevölkerung widerspiegeln sich in Kultur und Lebensweise der Ishoren, die auch viele Gemeinsamkeiten mit den Nordrussen aufweisen. Begünstigt wurden die Assimilationsprozesse durch die einheitliche Staatszugehörigkeit, durch ähnliche sozialökonomische Bedingungen und Wirtschaftsformen, sowie durch die gleiche Religion, die russisch-orthodoxe. In den letzten fünfzig Jahren ist die Anzahl der Ishoren stark zurückgegangen. 1926 zählten sie noch 16 137 Personen, 1959 konnten nur noch 1062 Ishoren registriert werden. Bei der letzten Volkszählung 1979 sind nur noch 700 Ishoren angegeben. Viele Ishoren fielen im zweiten Weltkrieg der faschistischen Aggression zum Opfer. Eine weitere Ursache ihrer scheinbaren Dezimierung ist die Assimilation, die Angleichung, an die Russen und an finnischsprachige Völker wie die Karelier und die Finnen.

Fernsehempfang im Autonomen Bezirk der Tschuktschen ist möglich durch Orbitalstationen.

Warum haben die Juden in der Sowjetunion ein Territorium? „Jude" ist doch im eigentlichen Sinne keine Nationalität?

Die Frage nach der Nationalität der Juden kann nicht losgelöst von ihrem historischen Schicksal betrachtet werden. Bereits im 1. Jahrhundert kam es nach Niederschlagung von Aufständen gegen die Römer zu Massenauswanderungen von Juden aus Palästina. Im frühen Mittelalter zerstreuten sich die Juden über alle Provinzen des ehemaligen Römischen Reiches und weit darüber hinaus. Auf dem heutigen Territorium der UdSSR leben sie

seit dem 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung im Kaukasus. In Litauen und in der Kiewer Rus siedelten sie sich im 8. Jahrhundert an. In Belorußland gab es im 15. Jahrhundert die ersten jüdischen Gemeinden. Eine Assimilation der Juden mit der Bevölkerung der Länder, in die sie emigrierten, erfolgte nur in geringem Umfang. Die Juden waren ständig in fast allen Ländern Verfolgungen und Repressalien ausgesetzt. Die ihnen aufgezwungene Isolation festigte ihr Zusammengehörigkeitsgefühl und ihr ethnisches Selbstbewußtsein. Die jüdische Religion spielte dabei eine entscheidende Rolle. Trotz ihrer Zerstreuung in fast alle Länder der Welt wahrten die Juden ethnische Besonderheiten in Kultur und Lebensweise, die sich durch religiöse Gebote verfestigten.

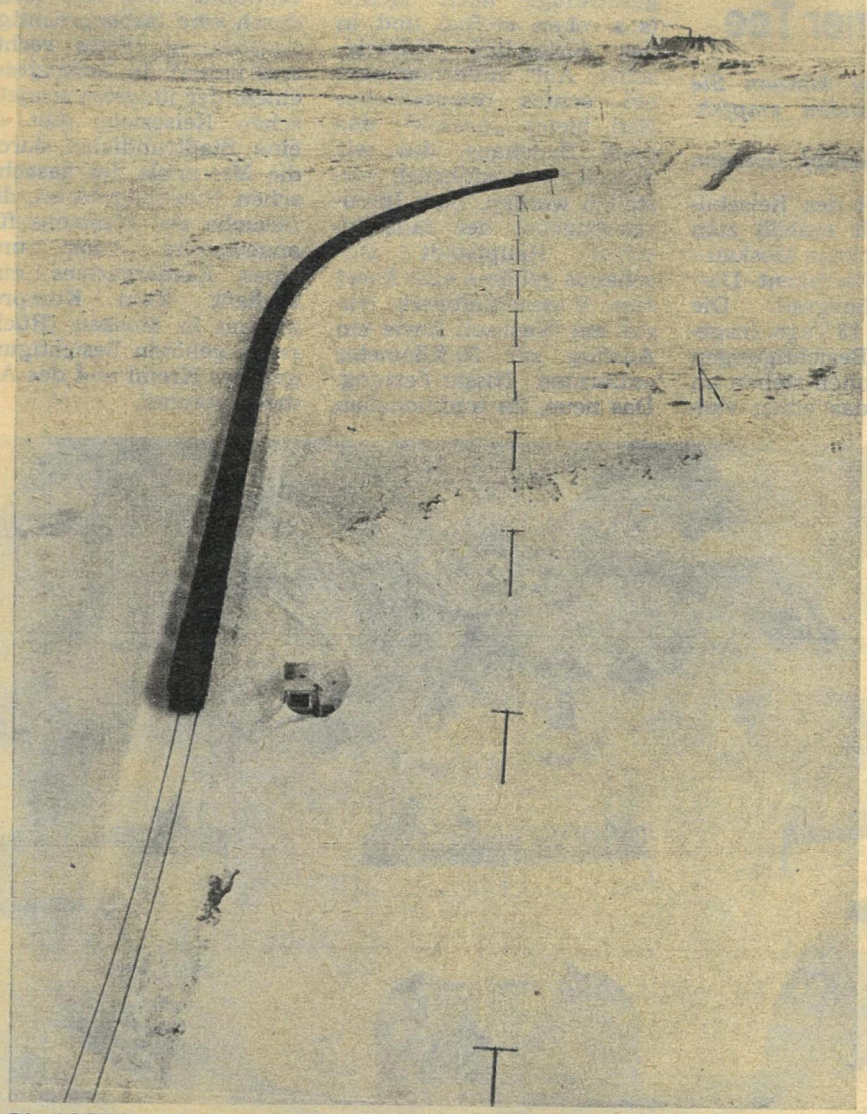
Die herrschenden Klassen, insbesondere in der Epoche des Kapitalismus, bezeichneten die Juden als Religionsgemeinschaft, eine eigene Nationalität wurde ihnen aberkannt. Judenpogrome in den Ländern West- und Mitteleuropas veranlaßten viele Juden, nach Osteuropa auszuwandern, aber auch hier waren sie Diskriminierungen ausgesetzt. Aus Dokumenten des 18. Jahrhunderts ist ersichtlich, daß Juden im zaristischen Rußland nur in bestimmten Gebieten siedeln durften. Sie erhielten in der Hauptstadt und anderen großen Städten kein Wohnrecht. Auch gab es zahlreiche Gewerbebeschränkungen; so war ihnen verboten, Ackerbau zu betreiben. Die Bildungsmöglichkeiten unterlagen ebenfalls Einschränkungen. Der Sieg der Oktoberrevolution leitete eine neue Etappe im Leben der Juden ein, sie fanden als Nationalität Anerkennung, und alle diskriminierenden Maßnahmen wurden aufgehoben. In Realisierung der Leninschen Nationalitätenpolitik erhielten die Juden 1934 mit der Gründung des Jüdischen Autonomen Gebiets erstmalig in der Geschichte ein eigenes nationales Territorium.

Seit alters leben die Nanaier, früher Golden, am Unterlauf des Amur.

Wie ist der Begriff Nationalität im Zusammenhang mit unserer Thematik zu definieren?

Ethnos und Nationalität sind identisch, also Nationalität gleich Volk. Das Ethnos im engen Sinne des Wortes läßt sich in allgemeinster Form als historisch entstandene Vereinigung von Menschen definieren, die über eine nur für sie charakteristische Gesamtheit gemeinsamer stabiler Merkmale der Kultur, darunter auch der Sprache und Psyche, wie auch über das Bewußtsein ihrer Einheit und den Unterschied zu anderen derartigen Gebilden verfügt.

Wir setzen die Beantwortung in späteren Heften auf den Seiten des „Leserforums" fort mit Fragen nach den Assyrern, Kurden, der Veränderung vieler Völkerschaftsnamen nach der Revolution...



Die ASSR der Komi, vor 1917 nahezu unerreichbar, heute verkehren Züge.

Fotos: N. Malyschew (TASS), A. Schljachow (TASS), D. Steinberg, APN, FW-Archiv (3)

Das Wort Heimat...

Armenisch:	հայրենik
Belorussisch:	родина
Estnisch:	kogumaa
Georgisch:	samšoblo
Kalmykisch:	нутк
Karakalpakisch:	уатанел
Kasachisch:	эль
Kirgisisch:	ата мекен
Lettisch:	dzimtene
Litauisch	tivyni
Marisch:	шочмо/кушмо
Moldauisch:	уарэ патале
Nanaiisch:	буэ
Nenzisch:	соч'ма
Niwchisch:	ытык рыф
Ossetisch:	рай гуыраен баестсе
Russisch:	родина
Tadshikisch:	ватан
Turkmenisch:	ватан
Udmurtisch:	родинаез ограton
Uigurisch:	вэтэн
Usbekisch:	элюрт

FREIE WELT

Fündige Metrobauer

In Moskau wurde eine archäologische Sonderausstellung eröffnet. Die Mehrzahl der Exponate sind Fundstücke, die beim Metrobau unter Tage entdeckt wurden. Besonders ergiebig war die Trasse entlang des einstigen Reiterpfads, der vom Kreml in die Handelsstadt Twer führte: Hufeisen, Zaumzeugteile, Münzen und Kinderspielzeug. Unweit des Puschkinplatzes stieß man auf ein gut erhaltenes Fahrbahnfragment aus dem 15. Jahrhundert.

Sonderprogramme

zum 40. Jahrestag des Sieges des Sowjetvolkes im Großen Vaterländischen Krieg bei 26 verschiedenen Routen bietet Intourist an. Die 7- bis 14tägigen Städtereisen können in den Zweigstellen des Reisebüros der DDR gebucht werden. Reisetermin: Februar bis Mai. Zu den Programmen gehören spezielle Stadtrundfahrten, Besichtigungen von Kampfplätzen der Verteidiger Moskaus und Leningrads, Besuche von Gedenkstätten in Wolgograd, Minsk und Odessa. Vorbereitet sind zahlreiche Treffen mit Kriegsveteranen und Aktivisten der sowjetischen Freundschaftsgesellschaft mit der DDR. Rundtischgespräche bieten Gelegenheit zum Erfahrungsaustausch über aktuelle Fragen.

Fotos: TASS/M. Tschumin, TASS/R. Posdnjakow, TASS/A. Tschumintschew, TASS/A. Gordijewitsch, Detlev Steinberg, Siegfried Steinach; Vignette: Hille Blumfeldt; Redaktion: Norbert Kaiser

„Kaburga Hissar"

heißt eine Spezialität des Restaurants „Tadshikistan" in Duschanbe. Interessierten Touristen liefert Chefkoch Rustam Muradow das entsprechende Rezept:
Hammel- oder Kalbsrippchen werden geklopft, gesalzen und gepfeffert und anschließend mit gehacktem Knoblauch bestreut. Danach wickelt man sie zu Rouladen und läßt sie zwei bis drei Stunden im Kühlschrank ruhen. Die Röllchen werden angebraten und in etwas Brühe 50 bis 60 Minuten geschmort. Die garen Rouladen schneidet man in Scheiben und serviert sie zu gedünstetem Gemüse. Sollen sie kalt gegessen werden, reicht man dazu frisches oder mariniertes Gemüse.

Natalie zur Faschingszeit:

Irren ist männlich, und narren ist weiblich.

Bergwandern

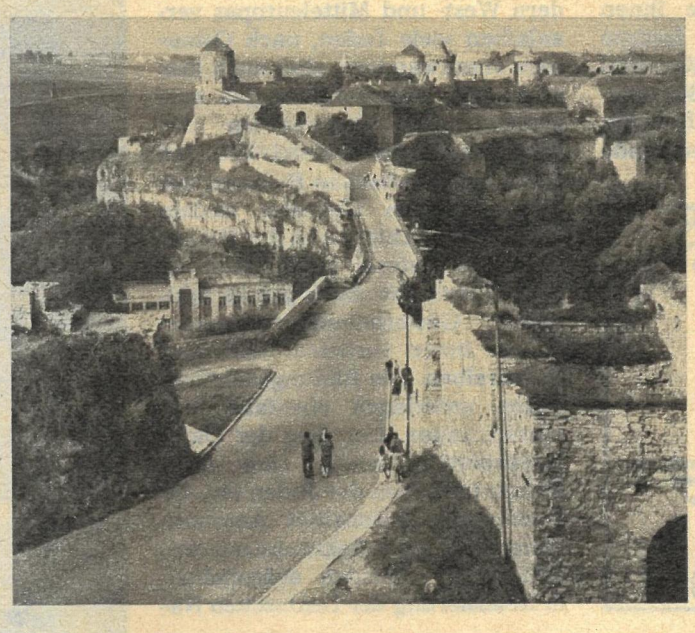
(Nachtrag zur Sommervorschau in FW 25/84)

Ich bitte um nähere Informationen zum Aufenthalt in Kasbegi – neue Mehrstädtereise Moskau–Ordshonikidse–Kasbegi–Telawi–Tbilissi.
Gisela Puls, Blankenburg

Die Siedlung Kasbegi hat etwa 6000 Einwohner und liegt in 1700 Meter Höhe an der Georgischen Heerstraße, 47 Kilometer von Ordshonikidse und 80 Kilometer von Tbilissi entfernt. Vorgesehene Exkursionen: der Tempel Zminda Sameba aus dem 14. Jahrhundert in der Trusso-Schlucht (Höhe 2170 Meter) und Wanderung zum Narsan-See (7 Kilometer); Picknick in der Chde-Schlucht; Aufstieg auf einen Kasbek-Gletscher bis in etwa 3300 Meter Höhe. Unterkunft im Hotel „Kasbegi", das nur über einen begrenzten Service verfügt. Im Ort kann das Heimatkundemuseum besichtigt werden.

Raststätte

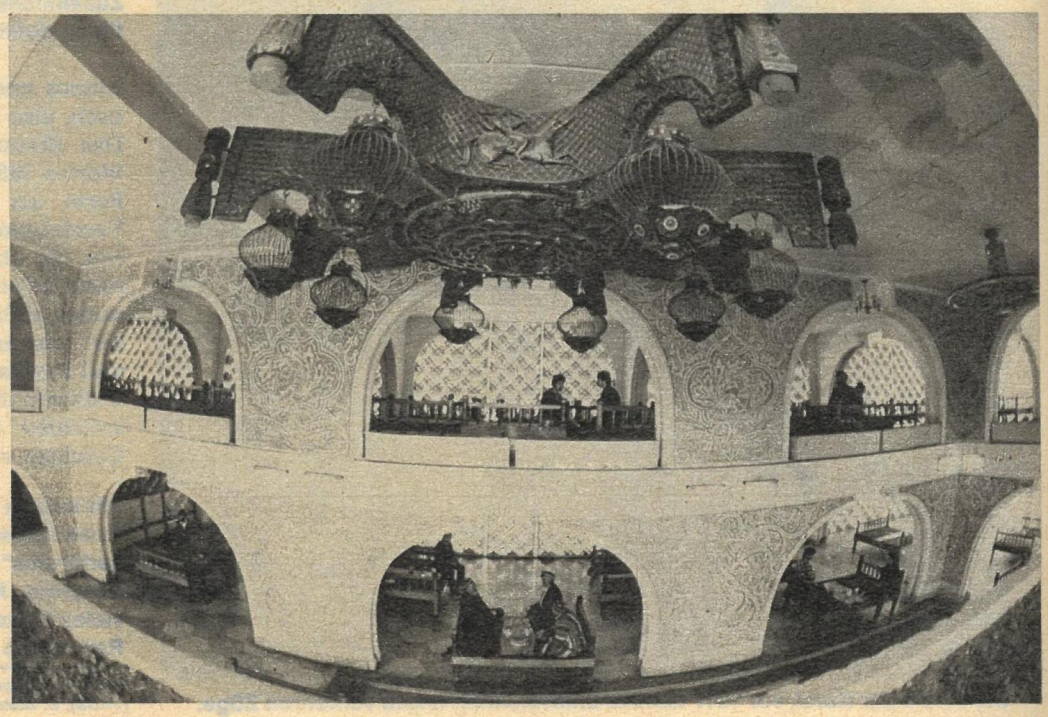
Ein Tip für PKW-Touristen: An der internationalen Autoroute Ushgorod-Odessa liegt zwischen den Stationen Winniza und Tschernowzy (Westukraine) die Stadt Kamenez-Podolski. Ihr mittelalterliches Zentrum empfiehlt sich für eine Rast und einen Spaziergang auf historisch interessantem Terrain. Foto unten: die restaurierte Türkenfestung aus dem 14. Jahrhundert, erbaut auf dem steilen Felsufer des Flusses Smotritsch. Geschützte Architekturdenkmäler sind außerdem das Rathaus, ein Minarett, eine gotische Kirche sowie zwei Steinbrücken. Erwähnenswert auch der Botanische Garten.



Orientalisches Bad und grüner Tee

Welche Reise können Sie nach Mittelasien empfehlen?
Evelyn Kempf, Dresden

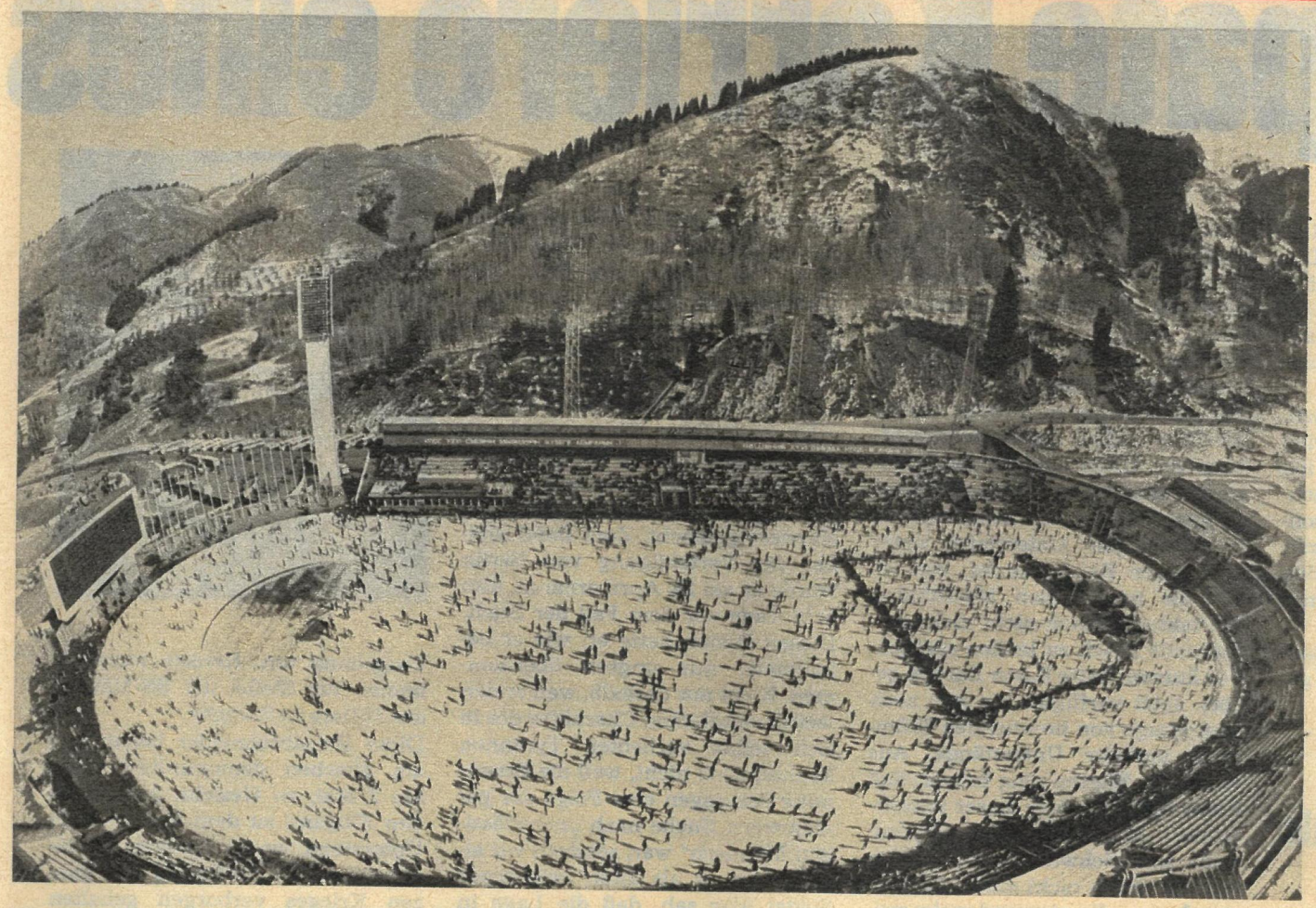
Das Angebot des Reisebüros der DDR enthält zum Beispiel die Route Moskau–Alma-Ata–Taschkent–Duschanbe–Zelinograd. Die Reise dauert 13 Tage. Insgesamt 16 Besichtigungen und Exkursionen stehen im Programm, das einen vielfältigen Eindruck von den mittelasiatischen Sowjetrepubliken vermittelt. Von Alma-Ata aus werden Tagesausflüge nach Medeo (s. a. oben rechts) und in das Jurtendorf „Kasachischer Aul" unternommen; ein echtes orientalisches Bad bietet „Arasan", das neue Badehaus, das wir demnächst ausführlich vorstellen werden. Zum Intourist-Angebot der tadshikischen Hauptstadt Duschanbe gehören eine Fahrt zum Wasserkraftwerk Nurek am Wachsch sowie ein Ausflug zur 30 Kilometer entfernten Hissar-Festung. Das neue, im traditionellen Baustil errichtete Teehaus „Saodat" hält nicht nur erfrischende Getränke nach Landessitte bereit, sondern verwöhnt auch das Auge durch eine farbenprächtige Ausstattung (Fotos rechts und unten). In Zelinograd, einem der jüngsten sowjetischen Reiseziele, gibt es eine Stadtrundfahrt durch die Metropole des kasachischen Neulandgebietes, die Besuche des Museums für angewandte Kunst und eines Kindergartens einschließt. Zum Kurzprogramm in Moskau (Rückreise) gehören Besichtigungen des Kreml und des Armeemuseums.



Leserdienst

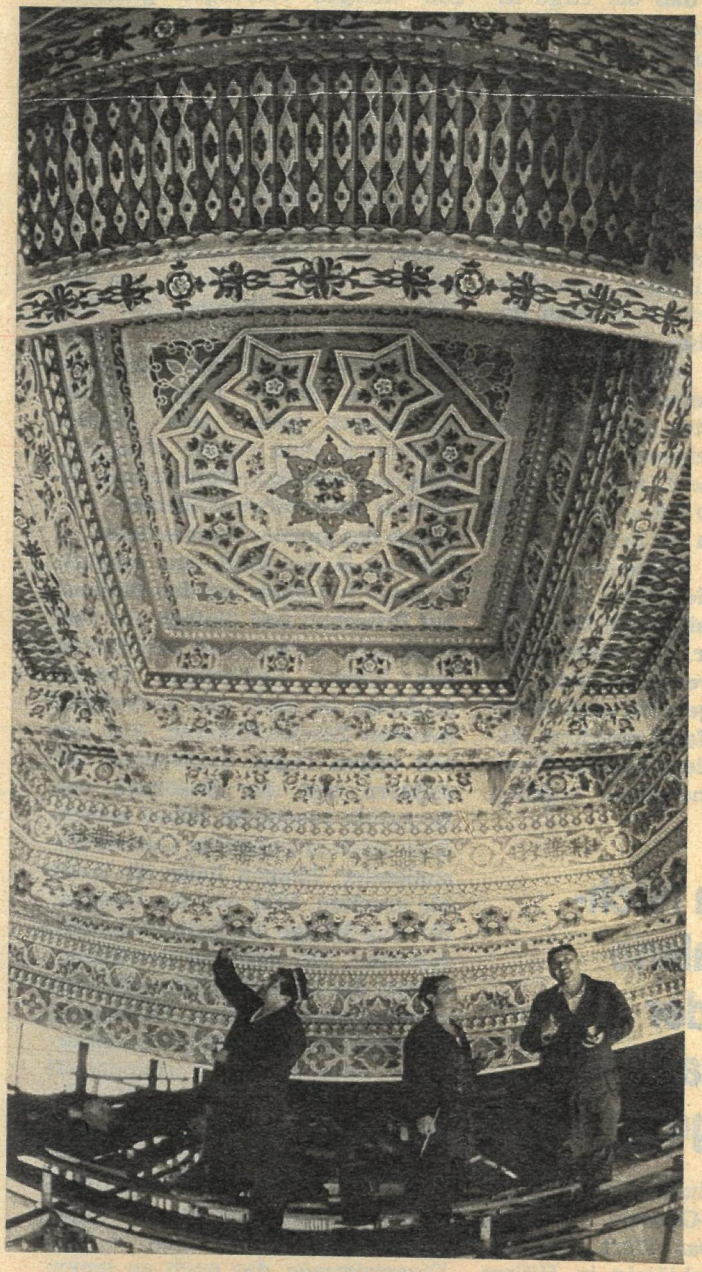
Kann ich möglicherweise im April noch eine Reise buchen, die ich im Januar nicht erhalten konnte?
Alfred Homann, Leipzig

Diese Möglichkeit ist nicht ungewöhnlich. Sie hat ihre Ursache in folgendem: Für die Sommersaison teilt die Generaldirektion im November des Vorjahres die mit den ausländischen Partnern vereinbarten Reisen auf die Bezirksdirektionen auf; diese wiederum versorgen die Zweigstellen mit den entsprechenden Kontingenten. Nach Bearbeitung der Vormerkkarten werden die Kunden zur Buchung eingeladen, bzw. es wird ihnen eine andere Route vorgeschlagen, falls der Erstwunsch nicht erfüllt werden kann. Die restlichen Reisen verbleiben bis etwa Mitte März im Angebot der jeweiligen Zweigstelle. Danach stehen alle noch nicht verkauften Reisen in einem überbezirklichen Dispatchersystem allen Zweigstellen zur Verfügung.
Karl-Heinz Gummich



Ganzjährig startklar

Bildlich gesprochen ist Medeo nur einen Steinwurf weit von der kasachischen Hauptstadt Alma-Ata entfernt: achtzehn Kilometer. Jahrhundertealte Tienschan-Tannen und die Schneegipfel des Sailisker Alatau prägen das Umfeld der berühmten Hochgebirgseisbahn (Foto links: der Sportkomplex in 1690 Meter Höhe). Dort ersprinten nicht nur Spitzensportler auf Stahlkufen immer neue Rekorde. An arbeits- und wettkampffreien Tagen ist die Eisbahn für Massenlaufen, auch für Touristen, geöffnet. In Medeo wird außerdem Ball-Hockey gespielt, und es trainieren Motorradrennfahrer. Auf den Tribünen können bis zu 10 000 Zuschauer Platz nehmen. Zum Komplex Medeo gehören ein Hotel, ein Pressezentrum, Ausleihstationen für Schlittschuhe und andere Sportgeräte, eine finnische Sauna sowie eine Poliklinik.



Gratulation

Jürgen Kessel, Dreher aus Berlin, gewann eine Wochenreise in die UdSSR. Fortuna ermittelte ihn als Sieger eines Preisausschreibens, das Intourist anläßlich einer touristischen Ausstellung im Haus der sowjetischen Wissenschaft und Kultur veranstaltet hatte. Zehn weitere Gewinner erhielten Sachpreise und Souvenirs aus der Sowjetunion. Die Fragen beschäftigten sich mit der Entwicklung des gegenseitigen Touristenaustausches zwischen der DDR und der Sowjetunion, der 1955 vertraglich vereinbart worden war. Das Protokoll für 1985 umfaßt rund 310 000 Reisen in die UdSSR.

Wer den rechten Weg zur Linken nicht weiß, gehe den linken Weg zur Rechten.
Kaukasische Wanderweisheit

Ein hölzerner Roland

Im Mittelalter symbolisierten Roland-Figuren Privilegien von Handelsstädten. Eine besonders schöne, übermannsgroße ist im Rigaer Seefahrt- und Stadtmuseum zu bewundern. Diese älteste lettische Sammlung, begründet 1773, wurde im ehemaligen Domkloster untergebracht. Sie macht in vier Abteilungen mit der Entwicklung der einstigen Hansestadt zur sozialistischen Hauptstadt bekannt.

Die späte Karriere eines

Der Untergang des „Dritten Reiches“ ist jeder Größe bar. Die Kunst des Tragikers hat hier nichts verloren. Nichts ist erhaben an diesem Ereignis. Was sich da abspielte, war keine Tragödie, sondern blutige Hysterie…

Das Schicksal begünstigte mich. Vier Jahre lang hatte ich den Krieg mitgemacht, sein Ende erlebte ich in Berlin. Unmittelbare Beobachtungen, Vernehmungen und sonstige Erlebnisse ermöglichten mir, eine gewisse Vorstellung von den letzten Minuten des Naziregimes zu bilden.

Was ging in der Reichshauptstadt vor, als in ihrem Vorfeld bereits gekämpft wurde?

Die Kampferfahrungen des Generals an der Ostfront waren ziemlich einseitig.

Berlin war in acht Verteidigungsabschnitte eingeteilt. Der neunte Abschnitt erfaßte das Stadtinnere, die „Zitadelle“. Die faschistische Führung hielt sie für unbezwingbar. Das war das Hirn des nationalsozialistischen Berlins: das Regierungsviertel und der Tiergarten. Jeder Abschnitt wurde von einer an die 24 000 Mann starken Garnison verteidigt. Die Befehlshaber der einzelnen Abschnitte waren von Hitler selbst eingesetzt; es waren Offiziere, die sein besonderes Vertrauen genossen. So zum Beispiel befehligte den Abschnitt A ein gewisser Bärenlänge, ein Liebling Hitlers. Hitler hatte ihn vom einfachen Mann zum Oberstleutnant befördert – mit militärischen Verdiensten hatte das nichts zu tun. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß, um Berlin zu halten, Treuebezeugungen allein nicht genügten; Kampferfahrung war erforderlich, und so wurde in den letzten Tagen zum Befehlshaber der Verteidigung von Berlin der General der Artillerie Weidling ernannt, ein alter Frontsoldat, der der Umgebung Hitlers ferngestanden hatte.

Die Kampferfahrungen dieses Generals an der Ostfront waren ziemlich einseitig: So machte er hier 1941 bis 1942 den Rückzug vor Moskau mit; 1943, als Divisionskommandeur, den Rückzug aus dem Kursker Bogen; 1944 floh er aus Bobrujsk, seine eingekesselten, stark dezimierten Truppen im Stich lassend; 1945 als Korpskommandeur wich er aus Ostpreußen zurück; später, im April, zog er sich mit seinem Korps von der Oder zurück, wo die große Schlacht um Berlin eigentlich begonnen hatte. Und nun war Weidling der letzte Verteidiger Berlins.

Auf seinem neuen Posten mußte Weidling täglich zur Berichterstattung vor Hitler und seinen Ministern erscheinen. Jeden Abend stieg er hinab in den komfortablen, mehrstöckigen Unterstand unter der Neuen Reichskanzlei, von wo aus die nazistischen Machthaber das faktisch schon nicht mehr existierende Reich zu lenken suchten. Vor kurzem hatte ihnen Europa gehört. Jetzt verfügten sie nur noch über einige von brennenden Trümmern umfaßte Unterstände. Aus Weidlings Worten ging hervor, daß Hitler selbst noch in dieser unterirdischen Mausefalle von Größenwahn und Schwatzsucht besessen war. Er wurde nicht müde, Befehle zu erlassen, die niemand mehr ausführen konnte. Er regierte in luftleerem Raum.

Weidling war ein alter, hochgewachsener Mann, blond, mit steifen Manieren. Selbst an den dramatischen Stellen seiner Erzählung spricht er im Ton ewig gleicher, eintöniger Feierlichkeit, ohne sich irgendwie zu beleben. Übrigens zeigte er mehr gesunden Menschenverstand als die anderen; sah er doch am 2. Mai ein, daß es für ihn unter den gegebenen Umständen das vernünftigste wäre, sich gefangenzugeben.

Eine unerwartete Verwendung hatte Hitlers Privatbibliothek gefunden.

Die Aussagen des Generals Weidling waren für mich um so interessanter, als ich am 2. Mai den Ort der Handlung besuchte – die Neue Reichskanzlei, die soeben von Sowjettruppen besetzt worden war. Aus den frischen Spuren der Kämpfe waren deutlich Zeichen höchster Bestürzung ablesbar, die sich der Verteidiger dieser zentralen Regierungsstelle bemächtigt hatte. Eine unerwartete Verwendung hatte Hitlers Privatbibliothek gefunden: Bücher mit Hitlerischen Exlibris und Widmungen der Autoren an den „Führer“ verbarrikadierten die breiten Fenster der Reichskanzlei. Überall lagen durch Granaten zerfetzte Exemplare von „Mein Kampf“ herum. Nach ihrer Anzahl zu urteilen, war Hitler der Lieblingsautor Hitlers.

Im arg zugerichteten Garten der Reichskanzlei, wo stellenweise noch der Flieder blühte, lagen die Leichen von Selbstmördern herum – Generalstäbler, SS- und Gestapomänner. Man nannte ihn daher den „Garten der Selbstmörder“.

Zu spät hatte General Weidling Karriere gemacht. Zum Befehlshaber der Verteidigung von Berlin wurde er am 24. April ernannt, also acht Tage vor dem Fall der Stadt. Diesen Posten hatte er, wie er behauptete, nur ungern übernommen. Nicht nur deshalb, weil er den wetterwendischen Charakter des in sich selbst verliebten Tyrannen kannte, auch nicht, weil die Ernennung sozusagen eine Folge der panikartigen Suche nach „zuverlässigen Männern“ war, sondern vor allem, weil er als alter, erfahrener Soldat klar sah, daß die Lage in Berlin hoffnungslos war.

Er wagte jedoch nicht, das Amt abzulehnen. Er wußte, daß Hitler kurzen Prozeß zu machen pflegte. Er erinnerte sich, wie dieser vor einem Jahr befohlen hatte, ihn zur Strafe für den Zusammenbruch der 9. Armee vor Bobrujsk zu erschießen. Auch geringere Vergehen ahndete er mit Erschießung, besonders in der letzten Zeit. Manchmal genügte, in taktischen Fragen anderer Meinung zu sein. Gefangene Generale berichteten: „Solange die Wehrmacht siegte, schrieb Hitler die Siege seiner eigenen Person zu. Als die Wehrmacht aber geschlagen wurde, schob Hitler die Schuld den Generalen in die Schuhe.“

Die gefangenen deutschen Generale betonten in der Regel gern ihre angeblich „oppositionelle Haltung“ gegenüber Hitler. In Wirklichkeit hatten sie ihm treu und bieder gedient. Zu ihnen gehörte auch Weidling, der dem faschistischen Regime, das unterliegt keinem Zweifel, mit Leib und Seele ergeben war.

Eine solch reichhaltige Galerie abstoßender Visagen hatte ich noch nie gesehen.

Hitler nahm seinen Erschießungsbefehl gegen General Weidling bald zurück. Das Wort „Erschießung“ ging unablässig in Hitlers

Umgebung um. Henker waren ja immer zur Stelle: die SS-Männer aus Hitlers Leibwache.

Diese Halsabschneider bekam ich am gleichen denkwürdigen Tag, am 2. Mai, zu Gesicht. Ich suchte den Eingang zu dem berüchtigten Unterstand, wo die Hitlerschen Rädelsführer sich während des ganzen Krieges verborgen gehalten hatten, konnte ihn jedoch nicht entdecken. Am Tag zuvor war er von unseren Geschossen zerstört worden. Berliner zeigten mir einen anderen Zugang, der unmittelbar von der Straße nach unten führte. Über eine steile Treppe gelangte ich in den Unterstand. Vor mir lag ein langer gekachelter Gang, von elektrischem Licht überflutet, aus den Hähnen an den Wänden floß Wasser. Ein eigentümlicher Anblick: elektrisches Licht und Wasser im zerstörten Berlin! Dieser riesige Unterstand besaß sein eigenes Kraftwerk, eine eigene Wasserleitung und eine Rundfunkstation. Alles war unversehrt geblieben.

Längs des ganzen Ganges lagen, so daß nur in der Mitte eine schmale Passage frei blieb, auf den Bänken, auf Pritschen und einfach auf dem Fußboden verwundete SS-Männer aus Hitlers Leibwache. Finster schielten sie nach den vorbeikommenden Sowjetoffizieren. Auf den seit vielen Tagen unrasierten Gesichtern trat der Ausdruck von Brutalität besonders scharf hervor. Eine solch reichhaltige Galerie abstoßender Visagen hatte ich noch nie gesehen. Hier war ein Lazarett für Angehörige der Leibwache eingerichtet, die während des Kampfes um die Neue Reichskanzlei verwundet worden waren. Gefangene deutsche Ärzte und Krankenschwestern rannten mit Verbandsstoff und Arzneien hin und her. Manche Verwundeten stöhnten. Ich muß gestehen: Ich empfand kein Mitleid. Das Kommando führte ein russischer Hauptmann aus der Kommandantur. Er bat mich in sein Dienstzimmer, das noch an jenem

Generals

FREIE WELT - Serie 1

Als Frontberichterstatter erlebte der sowjetische Publizist Lew Slawin den Krieg von der ersten Stunde bis zum Tag des Sieges. In Berlin wurde er Zeuge der letzten Tage des „Dritten Reiches", des Gebarens seiner Würdenträger, die in der Nacht vom 8. zum 9. Mai in Karlshorst mit ihren Unterschriften das Ende ihrer Macht signierten. Dieser Bericht entstand unter den noch frischen Eindrücken des Erlebten. FREIE WELT entnahm ihn der „Sowjetliteratur" vom Januar 1946.

Morgen Goebbels als Arbeitsraum gedient hatte.

„Möchten Sie eine Erfrischung?" fragte mich der Hauptmann. Dabei schaute er mich so vielsagend an, daß ich zurückgab: „Etwas ganz Besonderes?" „Nichts Besonderes, nur wird es Hitlers Mundschenk servieren. Die ganze Dienerschaft ist ja noch hier." In der Tat, wenige Minuten später schenkte uns ein hagerer, älterer Mann in unsauberem Smoking miserablen deutschen Wermut ein. Auf seinem Gesicht lag die starre Maske des berufsmäßigen Lakaien.

Ich sagte dem Hauptmann, daß ich mich im Lazarett umschauen und mit SS-Männern sprechen möchte. „Das möchte ich Ihnen nicht raten. Sie haben ja gesehen: Es sind einige hundert Mann. Ich aber habe hier" – der Hauptmann neigte sich vor und flüsterte – „nur sechs Soldaten. Wenn irgendein Schuft Sie niedermacht, werde ich es nicht einmal erfahren." Ich ging dennoch ins Lazarett. Ich wurde nicht niedergemacht. Sie sahen mich böse an, hielten aber mit der Sprache nicht zurück, und ich erfuhr über das Leben in der unterirdischen Hitlerresidenz einiges, was ich für meinen Bericht verwenden konnte.

Angst und Panik ging im belagerten Berlin um.

Am Tage seiner Ernennung, also am 24. April, punkt 17 Uhr, meldete sich General Weidling bei Hitler. Weidling hatte Hitler zuletzt vor einem Jahr gesehen. Nun stand er ihm wieder gegenüber. Das war der gleiche schmalschultrige Mann, mit dem breiten Hintern, der niedrigen Stirn, dem schweren, wie ein Hängeschloß herabhängenden Kinn und dem ewig Fratzen schneidenden Gesicht. Er war's und doch...

„Als ich den Führer erblickte", berichtet Weidling, „überraschte mich sein Aussehen. Die Veränderungen, die an ihm vorgegangen waren, erschütterten mich. Vor mir stand die Ruine eines Menschen. Sein Kopf wackelte, seine Hände zitterten, seine Stimme war kaum vernehmbar. Von dem Tage an meldete ich mich jeden Abend bei ihm und erstattete Bericht über die Lage an der Berliner Front. Und mit jedem Tag verfiel Hitler immer mehr..."

Berlin kapitulierte bekanntlich am 2. Mai. Aber schon am 1. Mai waren Sowjettruppen in das Innere der Stadt eingedrungen. Ich sah an diesem Tage, wie unsere Maschinenpistolenschützen mit einem Schlag eine der Berliner Einberufungsstellen nebst ihrem gesamten Inhalt – den soeben einberufenen Volkssturmmännern – einnahmen. Im Hof wimmelte es von ihnen. Ringsum tobte der Kampf, während sie sich hier ordnungsgemäß hatten registrieren lassen und Gewehr und Panzerfaustgranaten entgegennahmen. Einer von ihnen hockte vor einem großen Müllkasten und hatte ihn ungeschickt mit der Goebbelsschen Losung: „Berlin bleibt deutsch!" bemalt. Der älteste der Volkssturmmänner war vierundsechzig, der jüngste zweiundvierzig. Die anderen redeten ihn ironisch mit „Jüngling" an. Aus diesen Leuten hatte Goebbels Volkssturmbataillone aufgestellt. Mit 10 bis 15 Maschinengewehren und Panzerfäusten ausgerüstet, verschanzten sie sich hinter den Barrikaden, die aus mit Ziegelsteinen gefüllten Straßenbahnwagen gebildet waren oder einfach aus zusammengelegten Balken, auf denen Fuhren voll Erde standen. Mancherorts waren die Barrikaden mit Stahlplatten belegt. Goebbels' Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Beim ersten ernsthaften Ansturm liefen die Volkssturmmänner auseinander.

Anders die regulären Truppen: Sie kämpften verbissen, doch waren sie schon in den Kämpfen im Vorfeld von Berlin ausgeblutet.

Im Hof hob ich eine Nummer der „Berliner Morgenpost" vom 24. April auf. Damals war sie bereits auf zwei Seiten zusammengeschrumpft. Ich las den von Panik diktierten Aufruf Hitlers, in dem sein Lieblingswort „erschießen" immer wieder auftauchte. Im Aufruf hieß es, daß jeder, der für Maßnahmen, die den Widerstand schwächen, Propaganda mache oder ihnen einfach zustimme, ein Verräter sei. Er würde auf der Stelle erschossen oder gehenkt werden. Ebenso müsse gegen alle vorgegangen werden, die da behaupteten, daß derartige defätistische Maßnahmen vom Gauleiter von Berlin, Reichsminister Dr. Goebbels, oder gar vom Führer ausgingen. Der Aufruf war von Hitler unterzeichnet.

Die Berliner, mit denen ich sprach, erzählten, daß dieser Aufruf, einer der letzten, den Hitler erließ, die Bevölkerung heillos verwirrt hatte. Niemand wußte, welchem amtlichen Befehl zu trauen oder nicht zu trauen sei. Allgemeines gegenseitiges Mißtrauen und Argwohn herrschten vor, Gerüchte waren im Umlauf, daß Hitler überhaupt nicht Hitler, sondern sein Doppelgänger sei. Angst und Panik ging im belagerten Berlin um.

Am gleichen Tage verkündete Goebbels in der „Berliner Morgenpost", er könne feststellen, daß in Berlin ein entschlossener Kampfgeist herrsche und keine Spur von Kapitulationsstimmung wahrzunehmen sei. Weiße Fahnen würden in der Hauptstadt nicht ausgehängt werden...

Mittlerweile schnitten viele Berliner heimlich aus Bettlaken und Unterwäsche weiße Fahnen zurecht. Starke Nachfrage fanden Handtücher.

„Geht nach Süddeutschland! Bildet dort eine Regierung!"

Trotz des optimistischen Tones dieser amtlichen Verlautbarungen lebten die Hitlerischen Machthaber in düsterer Unruhe. Hitler selbst war, nach Aussagen aller, die ihn in jenen letzten Tagen sahen, hysterischem Stimmungswechsel unterworfen.

Am 22. April erklärte er in seinem üblichen deklamatorischen Ton, auf den er selbst in jenen Tagen nicht verzichtete, der Untergang des Reiches stehe bevor, und er selbst sei entschlossen, auf der Schwelle der Reichskanzlei zu fallen. Dabei waren zugegen: Generalfeldmarschall Keitel, Generaloberst Alfred Jodl und Heß' Nachfolger, Martin Bormann, unmittelbarer Leiter der Nationalsozialistischen Partei. Außerdem war dort ein unscheinbarer junger Mann in bescheidener Stellung, der Stenograph Gerhard Hergesell, anwesend. Eben dieser Mann berichtete später über das Gespräch in Hitlers letztem Hauptquartier.

Auf Hitlers bombastische Erklärung deutete Keitel zag an, daß dies ja den Plänen widerspreche, die Hitler am Tag zuvor gefaßt habe. Dabei warf er dem wortkargen Jodl einen erwartungsvollen Blick zu, der um Unterstützung bat. Jodl murmelte daraufhin ziemlich unlustig, die 12. Armee des Generals Wenck und einige andere Truppenteile werden wohl die Lage in Berlin noch verändern können.

Hitler aber fand an der erwählten todesverachtenden Pose Gefallen und wiederholte in schwülstigen Wendungen, er wolle im untergehenden Berlin sterben, womit er der Ehre der deutschen Nation den höchsten Dienst erweisen würde. Dabei sah er die Anwesenden ausdrucksvoll an... „Fliegt nur alle davon", meinte Hitler nach einer peinlichen Pause.

Keitel rief mit salbungsvoller Stimme aus: „Mein Führer! Würden wir Sie verlassen, so könnten wir niemals Frau und Kind in die Augen schauen!" „Fliegt davon!" wiederholte Hitler. „Beeilt euch! Die Russen können schon in acht Tagen hier sein. In zwei Tagen! In zehn Minuten! Geht nach Süddeutschland! Bildet dort eine Regierung! Zu meinem Stellvertreter ernenne ich Göring!" Das hinderte Hitler keineswegs, kurze Zeit später einen Haftbefehl gegen Göring zu erlassen.

Keitel ließ sich nicht länger bitten. Er verließ den Unterstand, offenbar in Erwägung, daß er sich mit Frau und Kind schon irgendwie einigen werde, begab er sich, den Chauffeur unbarmherzig antreibend, schleunigst zum Flugplatz. Bald darauf glitt auch der stille Stenograph Hergesell hinaus. Die Mappen und Dokumente unter dem Arm fest an sich gedrückt, rannte er durch die Hermann-Göring-Straße, um den Flugplatz Gatow zu erreichen. Wenn Geschosse pfeifend vorbeisausten, streckte er sich auf dem Bürgersteig aus und wartete. Dann lief er, so schnell er konnte, durch die menschenleeren Straßen weiter. Er wußte wohl: Bald würde in Gatow kein Flugzeug mehr starten. Atemlos kam er im letzten Augenblick an und kletterte ins Flugzeug. Der riesige „Kondor", vollgestopft mit Männern aus Hitlers nächster Umgebung, stieg über Berlin auf, glitt über die sowjetischen Stellungen hinweg und landete bald darauf wohlbehalten in Berchtesgaden. Dort wurden alle Fluggäste von den Amerikanern verhaftet.

Im nächsten Heft:

Machtgerangel der Verwesten

Am 18. Februar 1945, elf Wochen vor Kriegsende, schloß sich der Ring um Stadt und Festung Graudenz. Hitler befahl, wie üblich, die Stellung um jeden Preis zu halten, und Generalmajor Fricke gehorchte. Drei Gruppen deutscher Kriegsgefangener, die im Auftrag des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ in den Kessel zu gelangen versuchten, um die Verteidiger zur Aufgabe ihres sinnlosen Widerstands zu bewegen, wurden beschossen und kehrten mit zwei Verwundeten zurück. Ein NKFD-Parlamentär, der die Kapitulationsbedingungen überbrachte, wurde festgenommen, ebenso ein Obergefreiter, der Fricke einen persönlichen Brief des Majors Bernhard Bechler übergeben wollte. Einem „Führerbefehl“ entsprechend, wurden beide Männer und die ungeöffneten Schriftstücke per Flugzeug nach Berlin befördert. Nacht für Nacht sprach Bechler über einen Grabenlautsprecher zu den Eingeschlossenen, und etwa hundert kamen herüber. Sieben Mal gingen der Obergefreite Erich Conrad aus Bernburg an der Saale und der Obergefreite Wolfgang Machacek aus Ahrensburg bei Hamburg in den Kessel und holten über dreihundert deutsche Soldaten heraus. Als er seine Front abbröckeln sah, entschloß sich der Generalmajor endlich zur Kapitulation.

Was geschah da in Graudenz und auf ähnliche Weise an anderen Abschnitten der Ostfront? Etwas, das den Beteiligten selbst noch drei Jahre zuvor als unerhört und unvorstellbar erschienen wäre. Deutsche Soldaten, Gefangene, die den Krieg hinter sich hatten, riskierten ihr Leben – und manche verloren es –, um anderen, die den Krieg fortführten, das Leben zu retten, um diesen sinnlosen, verbrecherischen Krieg überhaupt zu beenden und Deutschland von seinen Unterdrückern zu befreien. Dabei trugen sie noch immer die Uniform der deutschen Wehrmacht, als Feinde waren sie in die Sowjetunion gekommen, in der Mehrzahl entweder gläubige Anbeter Hitlers oder gedankenlose Mitläufer und Befehlsempfänger. Erst in der Gefangenschaft verflogen allmählich die Nebel, die Köpfe lernten wieder zu denken, und vielen war zumute, als seien sie zum zweiten Mal geboren. Als sie schon eine Armee von Antifaschisten waren, gründeten sie im Juli 1943 in Krasnogorsk bei Moskau das Nationalkomitee „Freies Deutschland“. Neben den Unterschriften von Offizieren und Soldaten standen die Namen deutscher Emigranten: Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht, Wilhelm Florin, Johannes R. Becher, Willi Bredel, Friedrich Wolf, Erich Weinert.

Für sie alle bestand schon zwei Jahre vor dem 8. Mai 1945 kein Zweifel, daß der Tag, an dem Hitlers Regime zusammenbrach, der Tag der Befreiung sein würde.

Jürgen Jessel

Die letzten Monate des zweiten Weltkriegs – die ersten Wochen des Friedens. Ein Rückblick vierzig Jahre nach der Befreiung durch die Sowjetarmee. FOLGE 3

Als die K denken

Köpfe wieder lernten

ZEUGNISSE DER ZEIT

Rede Erich Weinerts auf der Gründungsversammlung des Nationalkomitees „Freies Deutschland“:
„Die Sowjetregierung legt unserer Sammlung in diesem Lande kein Hindernis in den Weg. Das bedeutet mehr ... als eine einfache Tolerierung ... Das bedeutet, daß die Sowjetunion eben nicht das deutsche Volk in einen Topf wirft mit Hitler, trotz des unsäglichen Leids, das deutsche Soldaten diesem Lande zugefügt haben. Das bedeutet, daß sie Vertrauen hat zu den Männern, die den Kampf gegen Hitler aufnehmen. Und dieses Vertrauen werden wir rechtfertigen.“

Manifest des Nationalkomitees, Juli 1943:
„Das deutsche Volk braucht und will unverzüglich den Frieden. Aber mit Hitler schließt niemand Frieden ... Daher ist die Bildung einer wahrhaft deutschen Regierung die dringendste Aufgabe ... Eine solche Regierung muß den Krieg sofort abbrechen, die deutschen Truppen an die Reichsgrenzen zurückführen und Friedensverhandlungen einleiten ...“

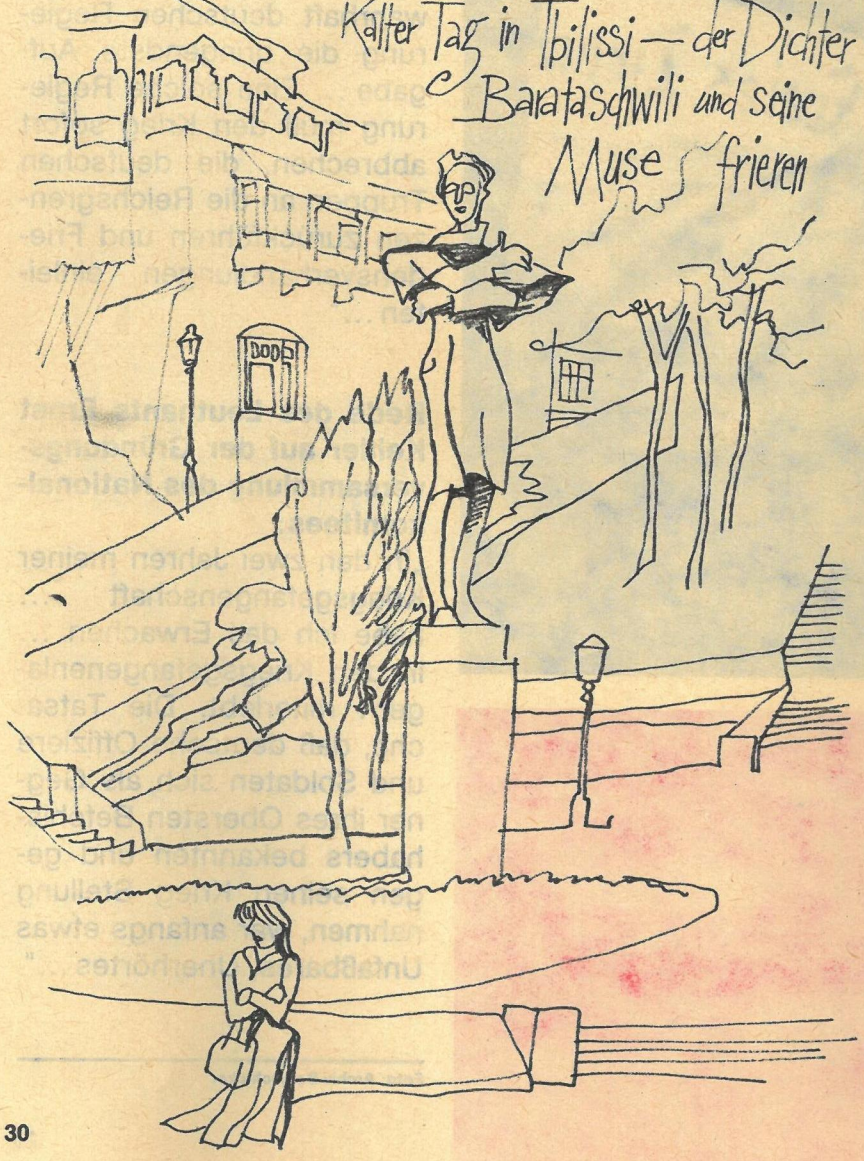
Rede des Leutnants Ernst Kehler auf der Gründungsversammlung des Nationalkomitees:
„In den zwei Jahren meiner Kriegsgefangenschaft ... habe ich das Erwachen ... in den Kriegsgefangenenlagern miterlebt. Die Tatsache, daß deutsche Offiziere und Soldaten sich als Gegner ihres Obersten Befehlshabers bekannten und gegen seinen Krieg Stellung nahmen, war anfangs etwas Unfaßbares, Unerhörtes ...“

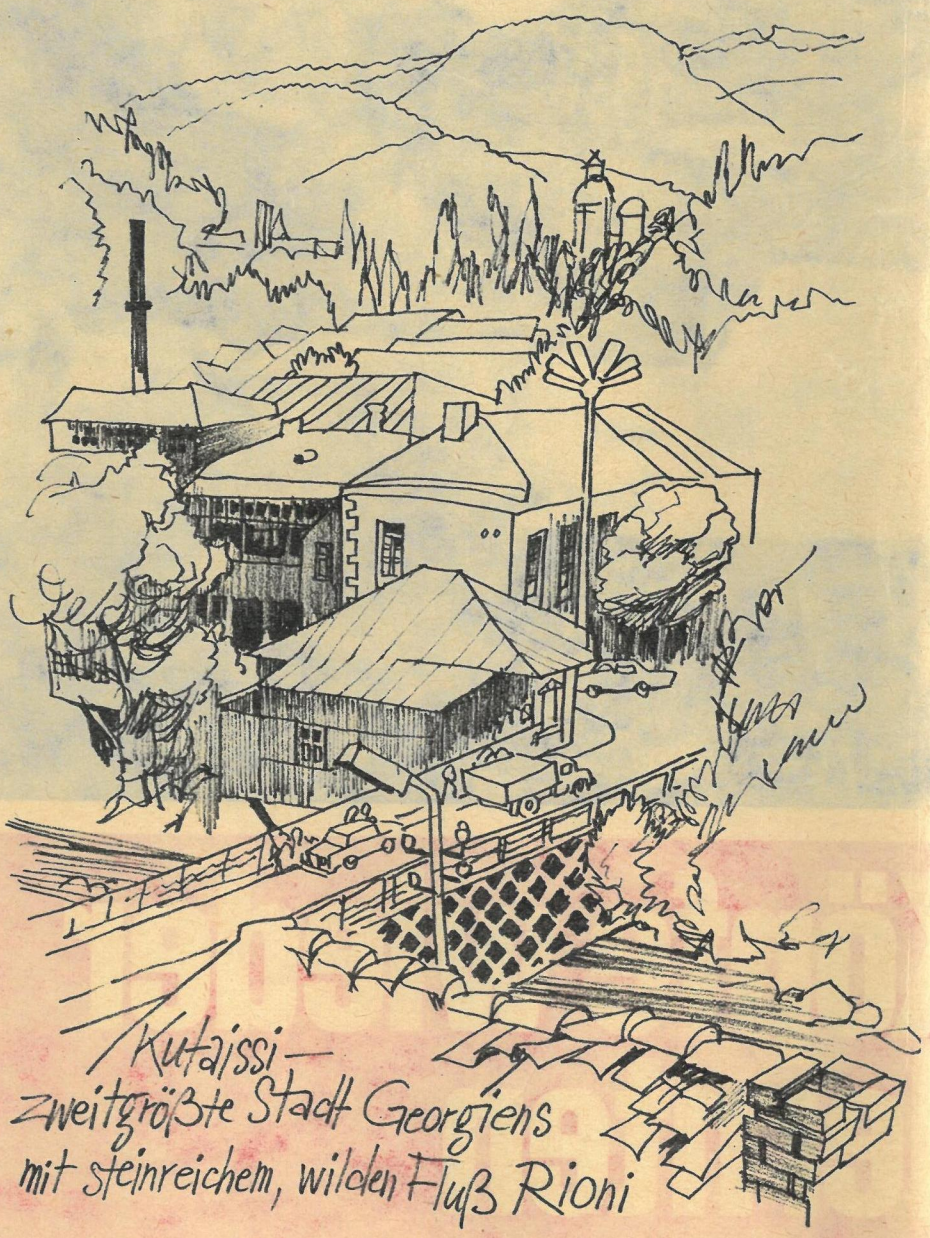
Foto: Archiv Bergschicker

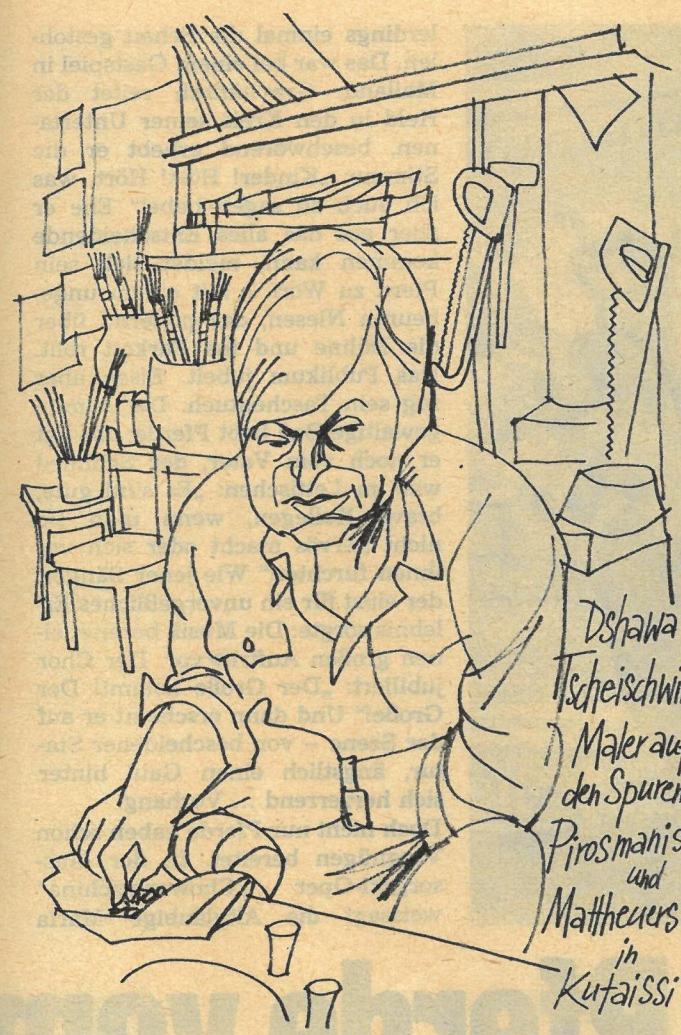
Ansichts-karten

Reisen ohne Worte ist eine schöne Sache. Ich bin gewiß nicht redefaul. Doch in einem Land, dessen Sprache mir so ungeläufig ist, daß alle Gesprächspartner mir mit ihren Gedanken weglaufen können, halte ich lieber den Mund. Dafür mache ich die Augen auf. Mein Skizzenbuch bedeckt sich Seite für Seite mit dem, was meine Hand von den Seherlebnissen festhalten kann.
Sehen Sie doch mal, was bei einer Reise mit dem Sonnabendflugzeug von Berlin nach Tbilissi und von dort mit dem Nachtzug nach Kutaissi und meinen dortigen Aufenthalten herausgekommen ist. Ich habe in der Georgischen SSR mehr Rubelscheine in Kopeken gewechselt als Worte. Doch der fremden Sprachklänge hat sich mein Ohr genauso erfreut, als ob es Musik gewesen wäre.
Hier sind einige meiner zeichnerischen Ansichtskarten von dieser Reise: meine Ansichten über Land und Leute.

Harald Kretzschmar

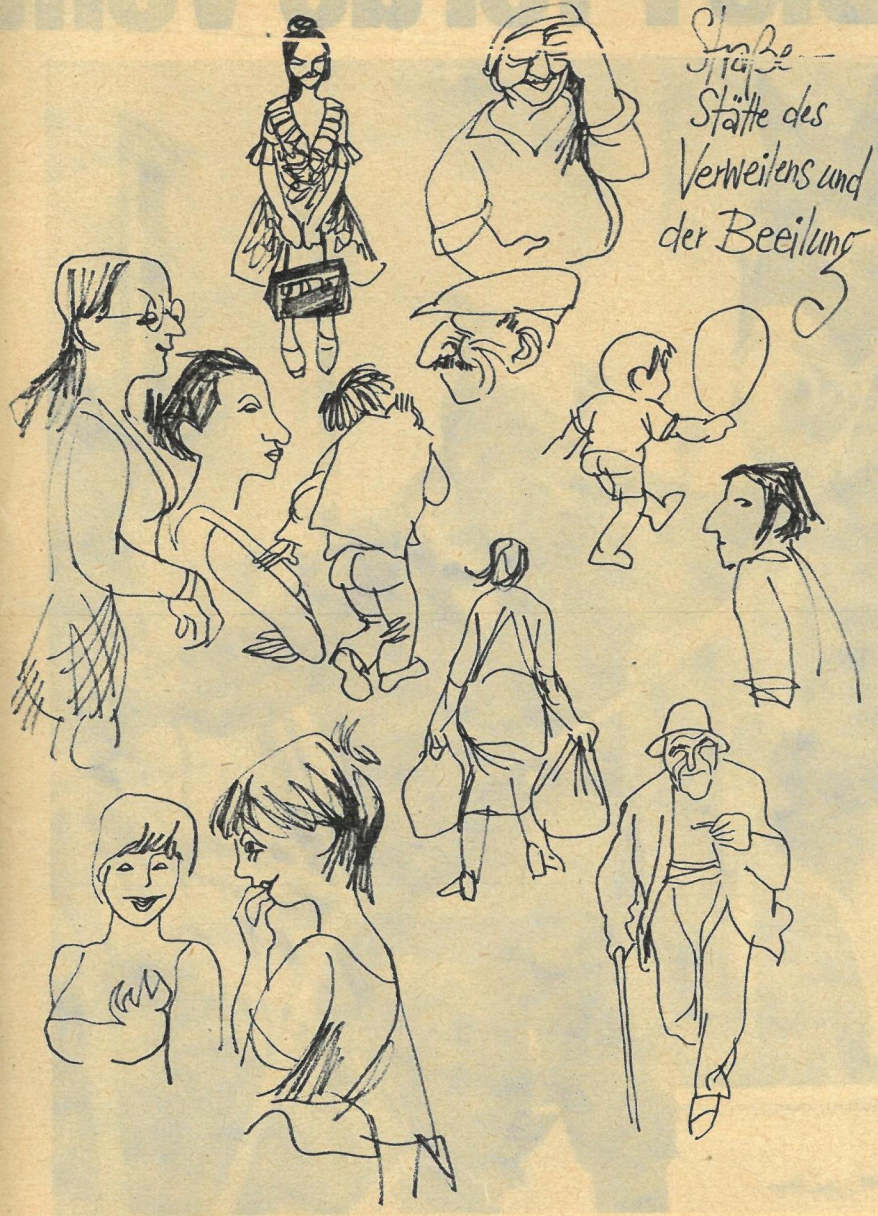




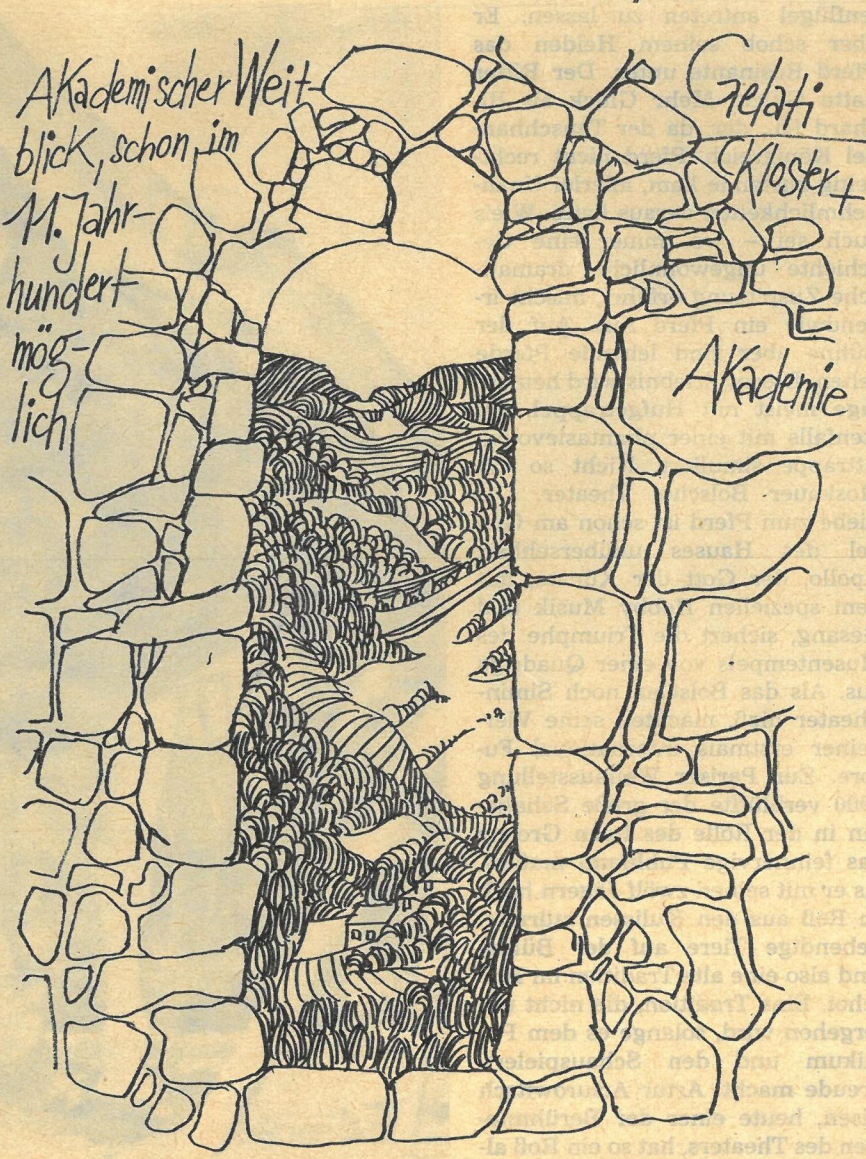


Dshawa Tscheischwili, Maler auf den Spuren Pirosmanis und Mattheuers in Kutaissi

Hof in Tbilissi – unter Balkons und Balustraden Markt der Neuigkeiten



Stätte des Verweilens und der Beeilung



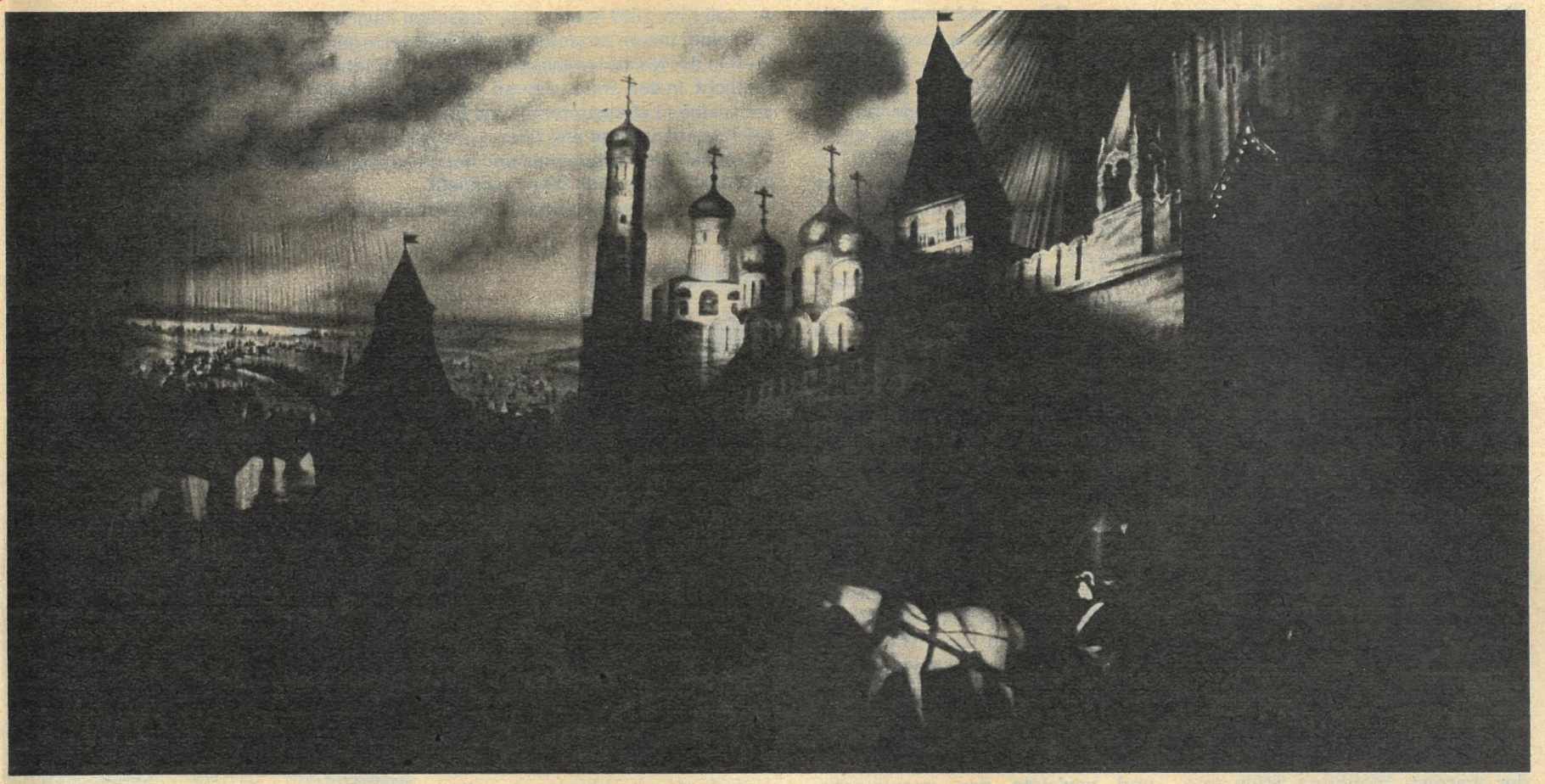
Akademischer Weitblick, schon im 11. Jahrhundert möglich

Gelati Kloster + Akademie

Die Pferde vom

1829 Jahre vor unserer Zeitrechnung wurde der Stabhochsprung erfunden. Cervantes hätte also durchaus die Chance nutzen können, seinen Don Quichotte als Stabhochspringer gegen die Windmühlenflügel antreten zu lassen. Er aber schob seinem Helden das Pferd Rosinante unter. Der Ritter hatte Glück. Mehr Glück als Richard III., der, da der Tauschhandel Königreich–Pferd nicht rechtzeitig zustande kam, allerlei Unannehmlichkeiten daraus hatte. Wie's auch sei – wo immer eine Geschichte ungewöhnliche dramatische Zuspitzung erfährt, mischt irgendwie ein Pferd mit. Auf der Bühne aber sind lebende Pferde selten. Dieses Erlebnis wird heutzutage meist mit Hufgetrappel, bestenfalls mit einer phantasievollen Attrappe simuliert. Nicht so am Moskauer Bolschoi Theater. Die Liebe zum Pferd ist schon am Giebel des Hauses unübersehbar: Apollo, der Gott der Künste, mit dem speziellen Hobby Musik und Gesang, sichert die Triumphe des Musentempels von einer Quadriga aus. Als das Bolschoi noch Simin-Theater hieß, machten seine Vierbeiner erstmals international Furore. Zur Pariser Weltausstellung 1900 verblüffte der große Schaljapin in der Rolle des Iwan Grosny das feinnervige Publikum maßlos, als er mit seinen zwölf Jägern hoch zu Roß aus den Kulissen stürmte. Lebendige Tiere auf der Bühne sind also eine alte Tradition im Bolschoi. Eine Tradition, die nicht untergehen wird, solange es dem Publikum und den Schauspielern Freude macht. Artur Arturowitsch Eisen, heute einer der Berühmtesten des Theaters, hat so ein Roß allerdings einmal die Schau gestohlen. Das war bei einem Gastspiel in Mailand: Gravitätisch reitet der Held in den Kreis seiner Untertanen, beschwörend erhebt er die Stimme: „Kinder! Hört! Hört, was ich euch zu sagen habe!" Ehe er aber auf das alles Entscheidende kommen kann, meldet sich sein Pferd zu Wort – mit einem ungeheuren Niesen, das polternd über die Bühne und ins Parkett rollt. Das Publikum jubelt. Eisen aber zog sein Taschentuch. Der stimmgewaltige Baß liebt Pferde; das hat er noch vom Vater, der Schmied war im Lettischen: „Es sind gute, brave Kollegen, wenn man sie nicht nervös macht oder sich vor ihnen fürchtet!" Wie jener Sänger, der einst für ein unvergeßliches Erlebnis sorgte: Die Musik bereitet einen großen Auftritt vor. Der Chor jubiliert: „Der Große kommt! Der Große!" Und dann erscheint er auf der Szene – von bescheidener Statur, ängstlich einen Gaul hinter sich herzerrend ... Vorhang.

Doch nicht nur Pferde haben schon Vergnügen bereitet. In der Mussorgski-Oper „Chowanstschina" weissagt die Altgläubige Marfa



Bolschoi

Aus dem Doppelleben eines Stars und andere tierisch ernste Begebenheiten

dem Fürsten Golizyn drohende Verbannung. Die Bühne ist in mystisches Dunkel gehüllt, die Musik unheilschwanger. Da betritt ein schwarzer Kater den Schauplatz, schreitet zur Rampe, setzt sich und starrt minutenlang ins Parkett. Das Publikum hielt's für eine reife Dressurleistung, die Kritiker suchten und fanden – einen Regieeinfall. Und nur der Kater wußte, daß ihn einzig die Langeweile auf die Bühne getrieben hatte... Doch nun erleben wir es: das Pferd. Vier kräftige Männer hieven den sorgsam verpackten Star vom Wagen, geleiten ihn über gestreute Wege in die Garderobe. Der Vorhang zu „Chowanstschina" hebt sich. Prächtig zeigt sich im fahlen Dämmerlicht der Rote Platz im historischen Gewand des 17. Jahrhunderts. Hoheitsvoll trägt Anja ihren Fürsten auf die Szene. Doch während Chowanski seine Getreuen sammelt, dem Zaren Peter I. zu huldigen, wiegt sein Roß skeptisch den Kopf. Die Sache scheint in seinen Augen nicht gut zu stehen. Und dann die Chöre! Anja liebt keine Chöre, die ihr mit der Stimmgewalt von hundert Kehlen in die Ohren schmettern. Freude am Spiel kommt bei ihr erst auf, als die Musik zu volkstümlicheren Weisen überwechselt. Da haben die verkleideten Stallburschen alle Mühe, sie von einer flotten Sohle abzuhalten. Denn: die Lockere ist eigentlich beim Staatszirkus angestellt. Anja muggt im Bolschoi! Sei's drum: Ein bißchen mehr sittliche Reife im Angesicht hehrer Kunst möchte doch sein – wenn man schon auf die Bretter geht!

Karin Kopp (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Anatoli Kim, 1939 in einer koreanischen Familie in Kasachstan geboren, gehört einer neuen sowjetischen Schriftstellergeneration an, von der Volk und Welt in der Novitätenkassette 2 einige der interessantesten Arbeiten veröffentlicht. In den ersten Jahren seiner literarischen Tätigkeit verdiente er sich seinen Lebensunterhalt als Bauarbeiter und nutzte diese Zeit, um zahlreiche Lebenswege und Charaktere kennenzulernen. Kim appelliert an das Mitgefühl, das Verständnis und das Vertrauen zueinander, das sich oft erst über einen qualvollen Weg erschließt.
Übersetzung aus dem Russischen von H. Kübert.

Anatoli Kim

Staubwirbel

Seltsam – es ist Winter, Februar, unbefleckt weiß breiten sich die Felder nach dem zweitägigen Schneesturm, den Mann aber läßt die Vision eines Staubsturms nicht los. Eben von einer Dienstreise zurückgekehrt, könnte er beim Anblick seiner beiden schlafenden Kinder glücklich aufatmen und die letzte Stunde des ruhig verlebten Tages segnen. Aber ausgerechnet in dieser Stunde der Stille und des Friedens sind plötzlich, von rechts nach links, die schemenhaften Mähnen und Schwänze eines Staubsturms an ihm vorbeigestoben…

Und wieder geht er über schwarzes Ödland, eine Pistole umklammernd, und in der befremdlichen Tiefe der Nacht funkelt eine Girlande goldener Lichter. Dort strahlt das Lager, trauriger Aufenthalt besonders unglückseliger Menschen dieser Welt. Und er hastet, ein junger Soldat, der Wache zu und wird noch wer weiß wie lange so hasten – über Lehmhöcker stolpernd und das verzweifelte Gesicht gegen die Böen schützend. Auch jetzt – da in der Stadt festliches Winterweiß, gleichmäßiger Februarfrost und in der warmen Wohnung Stille und häusliche Behaglichkeit walten, während die Kinder in ihren sauberen Betten ruhen – glücklich sogar im Schlaf.

Der hellwache Wahrer und Hüter dieses schlafenden Kinderglücks aber, Jakow Skurygin, Ingenieur, soll für sich ergründen, welcher Maßstab für menschliches Vertrauen gilt.

Einmal hatte der Hauptfeldwebel ihn zu sich beordert und ihm befohlen, sich mit einer Pistole zu bewaffnen und ein Begleitkommando zu übernehmen; er sollte einen zu einer hohen Freiheitsstrafe verurteilten gefährlichen Verbrecher in die Sowchos-Reparaturwerkstätten bringen und beim Bolzenschmieden bewachen. Aufgeregt übernahm Skurygin den Häftling, der sich als zwei Meter langer Laban, krumm wie ein alter Elch, entpuppte. Der Soldat befahl ihm, die Hände auf den Rücken zu legen und – vor ihm zu gehen. Der Laban verhakte gehorsam die roten Pranken auf dem Rücken und setzte sich in Bewegung. Seine langen Beine, deren Muskelstärke trotz der schlotternden Arrestantenhose zu erkennen war, hatten die mechanische Kraft und scheinbare Plumpheit von Pferdebeinen, denen man von einem Fuhrwerk oder aus einem Schlitten zuschaut. Der Soldat, der die Pistolentasche instruktionsgemäß geöffnet hatte, ging ungefähr zehn Schritte hinter dem Häftling und wandte kein Auge von ihm.

Die Schmiede war sehr klein. Der Häftling Alexej Ambarow konnte dort nur abends arbeiten, nachdem die Sowchos-Leute nach Hause gegangen waren. Skurygin stand dann an der Tür und beobachtete seinen Schutzbefohlenen. Ljocha Amba (Ambarows Spitzname) holte mit der langen Zange einen glühenden Rohling aus der Esse, legte ihn mit dem einen Ende auf die stählerne Amboßstirn und schlug mit dem Vorschlaghammer auf ihn ein, wobei er das dunkel werdende Eisenstück geschickt drehte. Wenig später nahm der Rohling das gefährliche Aussehen einer Stichwaffe an. Der fertige Bolzen flog in einen Kübel mit schmutzigem Wasser und versank zischend, ein Dampfwölkchen hinterlassend.

So vergingen etliche Abende. Unvermittelt erhoben sich die in dieser Gegend üblichen Herbststürme, und über die Steppe tobten Herden ungestümer Wirbelwinde. Wenn eine Staubbö über die kleine Schmiede herfiel, das mit Blech geflickte Dach zu klappern und zu poltern begann und die Werkstätten, die langen Schachteln glichen, in dem jagenden Grau verschwanden, flüchtete sich Skurygin ins Innere des zitternden, gleichsam tänzelnden Häuschens, wo Ljocha Amba den Hammer schwang. Notgedrungen stellte er sich neben ihn und verfolgte den unentwegten Prozeß der Verwandlung von Rohlingen in Bolzen. Dabei wischte er sich mit einer Hand rasch den Schweiß von der Nase, während er die andere wohlweislich dicht an der Pistole hielt.

Mit der Zeit vergaß der Soldat, vor dem verhängnisvollen Augenblick auf der Hut zu sein, da Ljocha Amba den Hammer keineswegs zu dem Zweck hob, um ihn auf Eisen niedersausen zu lassen. Und er vergaß es nicht etwa deshalb, weil er Vertrauen zu dem Verbrecher gefaßt hatte. Nein. Alexej Ambarow hatte einst einen Menschen umgebracht und bezahlte dieses Verbrechen nun schon viele Jahre mit der Drangsal seines Lebens, mit körperlicher und geistiger Unfreiheit. Und er würde noch lange leiden müssen, ehe er seine Schuld gesühnt hatte. Wie man zu dem Fall auch stehen mochte – Ursache des Unglücks war Ljocha Ambas ungeheure Körperkraft. Wäre der Lastwagenfahrer, der gewiß nicht von schwächlicher Gesundheit gewesen, sonst von einem einzigen Schlag getötet worden? Und Ambarows furchtbare Kraft hatte noch nicht abgenommen, sie äußerte sich in jedem Hammerschwung, in jeder maßvollen Bewegung seines Körpers… Aber obwohl der Soldat all dies wußte, verlor er nach und nach sein ängstliches Mißtrauen gegenüber dem Häftling, der so meisterlich arbeitete. Instinktiv begriff er, daß ihm ein mit solcher Hingabe am Schmiedefeuer Schaffender nie den Schädel einschlagen würde – das durfte, konnte er nicht tun.

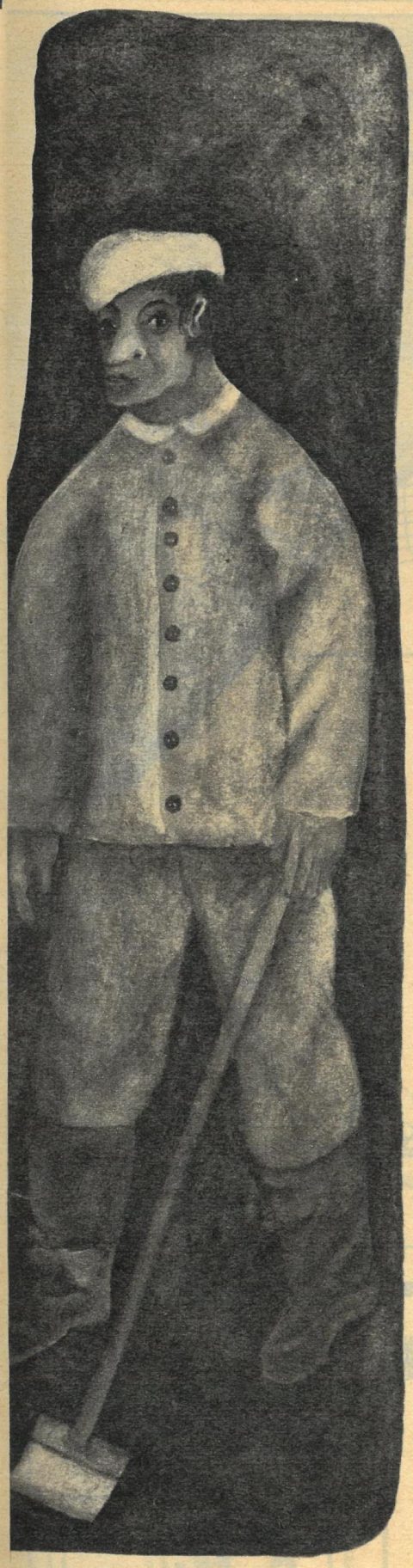
Dann geschah es, daß Skurygin unvermutet überhaupt keine Angst mehr hatte. Eines Tages legte er das Koppel mitsamt der Pistolentasche und der Pistole ab, packte den Hammer und fing an zu klopfen. Da er sich ungeschickt anstellte, tauschten sie, und nun hämmerte Ljocha, während Skurygin mit der Zange den Rohling auf dem Amboß drehte.

Seitdem war viel Zeit verstrichen – Skurygin, nach der Armee zunächst Student, dann Diplomingenieur, hatte sowohl seine damalige Angst, als auch die plötzliche Befreiung von ihr vergessen; gesund und munter nahm er jeden Monat sein Gehalt entgegen und lieferte es bis auf die letzte Kopeke seiner Frau ab.

Aber einmal erinnerte er sich, daß er unter dem Vordach der niedrigen Schmiede gestanden und geweint hatte. Den Grund für die Tränen fand Skurygin nicht mehr, so sehr er sich auch bemühte, dafür entsann er sich genau des Drum und Dran. Ein Regenguß war niedergegangen, heftig wie unverhoffte Kindertränen, einer der ersten nach der bedrückenden Sommerdürre. Er kündigte die hoffnungslos triste Regenzeit an, die für Oktober, November zu erwarten war. Skurygin stand, an der Wand lehnend, vor der Schmiede. Die Mütze ins Gesicht geschoben, die Arme auf der Brust verschränkt, wartete er darauf, daß im Fenster Licht aufflammte. In der nach Kohlenrauch riechenden Finsternis dort befanden sich Alexej Ambarow, der Häftling, und seine Frau. Sie war ihn besuchen gekommen, und nach dem erlaubten Wiedersehen genoß sie nun ein zusätzliches, heimliches, das sie der Nachgiebigkeit des jungen Soldaten verdankte. Ljocha Amba hatte ihn zu überreden vermocht – dieser Donkosak war ungeheuer zungenfertig und auf seine Art so klug wie stark, während Skurygin zu der Zeit ein Einfaltspinsel, ein Kindskopf war. Was Ljocha auch von seiner Frau erzählte, Skurygin, dem zwanzigjährigen Jungen, kamen die eindeutigen Schilderungen irgendwie schrecklich vor. Deshalb schämte er sich in tiefster Seele, als er die lebhafte schmalgesichtige

Illustration: Regine Röder

Frau sah, deren ausladende Hüften sich zu der schlanken Taille merkwürdig ausnahmen. Sie musterte Skurygin, den Begleitposten, so furchtsam und unverhohlen feindselig, daß er es vorzog, ihr nicht zu nahe zu kommen. Von Ljocha Amba wußte Skurygin, daß sie nach sieben Jahren des Wartens „müde“ geworden war und ihrem Mann geschrieben hatte, sie gedenke einen anderen zu heiraten. Aber gleich nach dem Brief war sie angeschwirrt gekommen, um ihn anzuflehen, ihr zu verzeihen. Aber



Ljocha Amba hatte ein Wiedersehen mit ihr abgelehnt und sie „ein Jahr lang zappeln" lassen. Die Frau war sich wohl kaum im klaren darüber, welch harte Strafe den kleinen Soldaten mit den abstehenden Ohren erwartete, der ihr das Treffen in der Schmiede erlaubte, wäre sein geradezu verbrecherisches Dienstvergehen entdeckt worden; und nur deshalb, weil sie sich darüber nicht im klaren war, vermochte sie ihn so furchtsam und angewidert anzusehen – und das statt Dankbarkeit...

Aber der junge Skurygin brauchte damals keine Dankbarkeit. Möglicherweise war er selbst voller Dankbarkeit, weil der schwere Hammer seinen hilflosen Kopf verschont hatte, möglicherweise stand er aus diesem Grund unter dem triefenden Vordach, schaute auf die ferne Lichterkette am Lagerrand und wartete geduldig, bis dieses seiner Meinung nach jämmerliche und in seiner Offenheit schändliche Stelldichein endete. (Aber weshalb weinte der Soldat?) Vom Dach stürzten Regenströme, die sich drehenden Wasserschnüre fingen die goldenen Strahlen der fernen Lichter ein und schossen Blitze dicht vor Skurygins traurigem Gesicht. Es herrschte feuchtwarme frühherbstliche Windstille.

In jenem Herbst setzte der Dauerregen später als sonst ein. Den ganzen Oktober rauschten trockene, kalte Winde, die aus allen Himmelsrichtungen geflogen kamen und von der getrockneten Steppe Staub und Gräsermulm aufhoben – Spuren der großen Mattigkeit der Erde. Auf dieser braunen, flachen Erde, wo anscheinend nie mehr etwas gedeihen würde, kamen dem beobachtenden Skurygin die Staubstürme und die sich jählings aufrekkenden Windhosen wie Anzeichen einer schon nahen Katastrophe vor. Schrecklich waren die Stürme am Abend, an der Schwelle der langen Nacht, wenn in der frühen Dunkelheit der Anprall der Böen ungeheuerlich, unüberwindlich schien und der Staub den Himmel, die hohen Sterne und die von Menschenhand entzündeten grimmigen Lichter auslöschte.

Alexej Ambarow war eines Kraftfahrers wegen vor Gericht gestellt worden, der einen Fußgänger überfahren hatte und ohne anzuhalten weitergejagt war. Der Kosak war mit dem Motorrad hinter ihm gewesen, hatte alles gesehen und die Verfolgung aufgenommen. Er überholte den Lastwagen, versperrte ihm den Weg und stoppte ihn. Dann hatte er den Fahrer aus der Kabine gezerrt und ihm wutentbrannt den Schlag versetzt, den er mit vielen Jahren Schwerarbeit und Unfreiheit bezahlte. Dieses Wutkonzentrat, in dem Alexej wenige Minuten getobt und dem mächtigen Tier seines Körpers freien Lauf gelassen hatte, benötigte gleichsam eine lange Frist, um sich zu verdünnen, aufzulösen.

Aber all dies bedachte, vermutete, erwog der junge Begleitposten Skurygin damals nicht. Er vertraute seinem Schutzbefohlenen völlig und erlaubte ihm deshalb die heimliche Zusammenkunft mit der Frau. Dann flammte in der dunklen Schmiede das Licht auf, und Alexej kam heraus, tauchte gleichsam aus der Öffnung der niedrigen Tür, deren oberer Querbalken in Höhe seiner Brust war. Und während die glückliche Frau in dem gelben Halbdunkel, wo es so streng nach Kohle und Eisen roch, ihre Sachen aufsammelte und sich in verwirrter Hast in Ordnung brachte, standen Skurygin und Ljocha draußen und rauchten. Und es war dem jungen Burschen peinlich, den erfahrenen Mann anzuschauen, der von dem Feuer, das ihn gebrannt hatte, noch glühte. Die rot glimmende Zigarette zitterte in seiner Hand, und er war hilflos und bemitleidenswert in diesem Augenblick. Dann gingen sie zu dritt durch die abgrundtiefe Finsternis der Ödfläche auf die hellen Lichter des Lagers zu. Skurygin ging ein Stückchen vor dem Pärchen, um es nicht sehen zu müssen. Ungefähr hundert Meter vor der Wache blieb er stehen und drehte sich um – Schluß, das Rendezvous ist aus. Und Ljocha Amba gehorchte wortlos. Er neigte sich zu seiner Frau, sie erstarben, wankend, in einem langen Kuß, dann verschwand die Frau in der Dunkelheit.

Der Spaziergang zu dritt hatte ein gutes Ende genommen. Alexejs Frau war abgereist. Die Erlebnisse bewirkten, daß Skurygin dem Häftling nicht mehr überall hinfolgte, wenn sie in den Werkstätten waren. Alexej spazierte auf dem großen Gelände nun frei umher, und der Soldat wartete geduldig auf ihn, in der Schmiede sitzend. Alexej hatte immer mal wieder Armaturen zu zerlegen, irgend etwas zu holen oder einfach einen Schwatz zu halten, sich unter den freien Menschen umzutun. Nach kurzer Abwesenheit kam er zurück und schmiedete die Bolzen mit hellem Kling und Klang.

Einmal war der Häftling nach einer halben und dann nach einer ganzen Stunde noch nicht zurück. Da machte der Soldat sich auf, ihn in den verräucherten, öligen Werkhallen zu suchen, und er schaute in die vielen Kämmerchen und langen schwarzen Gruben, über denen halb auseinandergenommene Traktoren und LKW standen. Die Arbeiter in diesen Kämmerchen und Gruben wußten nichts von dem Häftling.

Skurygin war es, als bilde sich tief in seinem Hals ein Kloß, beim Schlucken hatte er Schmerzen, auch beim Atmen, und krampfhaftes Gähnen riß ihm die Kiefer auseinander. Er gähnte immer öfter, indessen sich Finsternis in ihm ausbreitete. Den Männern in den ölverschmierten Overalls antwortete er nicht, wenn sie ihn mit lauter Stimme etwas fragten. Das Gefühl, einen schrecklichen Fehler gemacht zu haben, lähmte ihn. An das, was weiter geschehen war, erinnerte sich Skurygin nicht. Die Korridore der Reparaturwerkstätten waren plötzlich verschwunden, er fand sich (um das nie mehr zu vergessen) in nächtlicher Wüstenei wieder und rannte stolpernd auf das Lager zu. Vor ihm jagten, einander überholend, hohe dunkle Wirbelwinde, von denen die elektrischen Lichter vorn immer wieder verdeckt wurden. Merkwürdigerweise hielt Skurygin die Pistole gezückt, während schemenhafte zottige Ungeheuer ihn tänzelnd umkreisten...

Aber warum erinnerte sich Skurygin ihrer ausgerechnet im Februar, zur Zeit des reinen weißen Schnees? Der Anblick eines glitzernden Feldes erfreut das Menschenherz, und obwohl es errät, wie vergänglich die Vollkommenheit der winterlichen Pracht ist, nimmt es sie als Wahrheit hin.

Ein friedliches weißes Feld zog langsam am Busfenster vorbei, in der Scnne glitzernd und funkelnd. Begrenzt wurde es in der Ferne von einem verschwommenen niedrigen Waldstreifen. Der Himmel darüber war blau. Ein Mann, so schwarz und klein wie ein abgebranntes Streichholz anzusehen, lief auf dem Feld. Skurygin und seine Frau, die aneinandergepreßt in dem überfüllten Bus saßen, und die Fahrgäste, die ebenfalls auf dieser Seite durchs Fenster blickten, fragten sich, warum er das tue. Ihnen entging, daß der Mann einen Fuchs jagte. Das Tier bewegte sich in Sprüngen vorwärts, dem Jäger weit voraus, deshalb bemerkten sie es zunächst nicht. Weil es in den Wehen tief einsank, war es nicht sehr schnell, und das beflügelte den Jäger offenbar. Zweifellos hatte ihn, als er den Fuchs sichtete, der Wunsch gepackt, seiner Frau einen Kragen zu erbeuten. Doch je schneller er lief, sich von der Straße entfernend, desto größer wurde der Abstand zwischen ihm und dem hoppelnden Tier. Schließlich erkannte der ungeschickte Jäger die Nutzlosigkeit der Verfolgung und blieb mitten auf dem gleißenden Feld stehen. Der Kragen entfernte sich schwanzwedelnd zum rauchgrauen Wald. Doch zugleich hatte es den Anschein, als sei der Fuchs am Ende seiner Kräfte und bereit, sich seinem Schicksal zu ergeben. Was tun? Im Bus lachte jemand, fröhliche Stimmen wurden laut – und es zeigte sich, daß viele Fahrgäste die beispiellose Jagd beobachtet hatten. Und während Skurygin lächelnd zuhörte, stellte er sich vor, wie der auf den Fuchs versessene Mann mitten auf dem Feld stand und mit offenem Mund gierig die scharfe Schneeluft atmete.

Der kurzweilige Vorfall fügte sich als fremdartiges Einsprengsel in die beunruhigende Wehmut dieses Wintertages, da Skurygin und seine Frau in das Städtchen Rogatschow reisten, ins Krankenhaus. In aller Frühe hatten sie aufstehen, von Moskau nach Dmitrow fahren und dort den überfüllten Bus stürmen müssen... Die Skurygins studierten beide noch, hatten kein eigenes Zuhause und konnten sich deshalb kein Kind erlauben. Aber als es, den Naturgesetzen folgend, den-

Fortsetzung auf Seite 41

Nichts möchten die Menschen lieber

Die Wahrheit ist eine Arznei, die angreift. Pestalozzi Hundertprozentige Gesundheit ist eine Stoffwechselerkrankung. Curt Goetz

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Durch Lachgas werden Schmerzen zum Witz!

Man muß mehr für seine Gesundheit lassen als thun.
altdeutsch

Wenn ein Frauenkenner sich verliebt, so gleicht er dem Arzt, der sich am Krankenbett infiziert: Berufsrisiko.
Karl Kraus

Kein Medikament ersetzt ein Lächeln.

Eine Wunde, die man verbirgt, heilt schwer

Es seind nicht alle kranck, die ächzen und krächzen.
alter Spruch

2 Wochenspruch

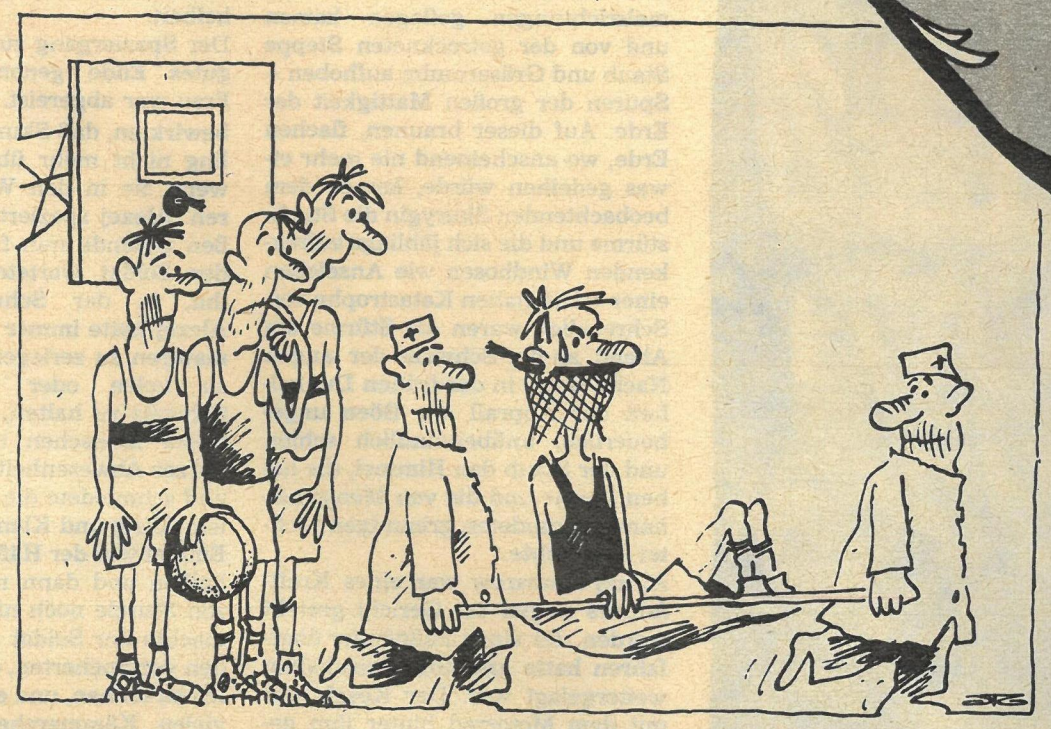
Die Vorsicht ist ein Fühler der Vernunft.

Gib acht

Fällt dir ein Stein vom Herzen,
gibt acht auf deinen Zeh,
leicht werden aus abstraktem Weh
durchaus konkrete Schmerzen!

Rudi Strahl

Steger



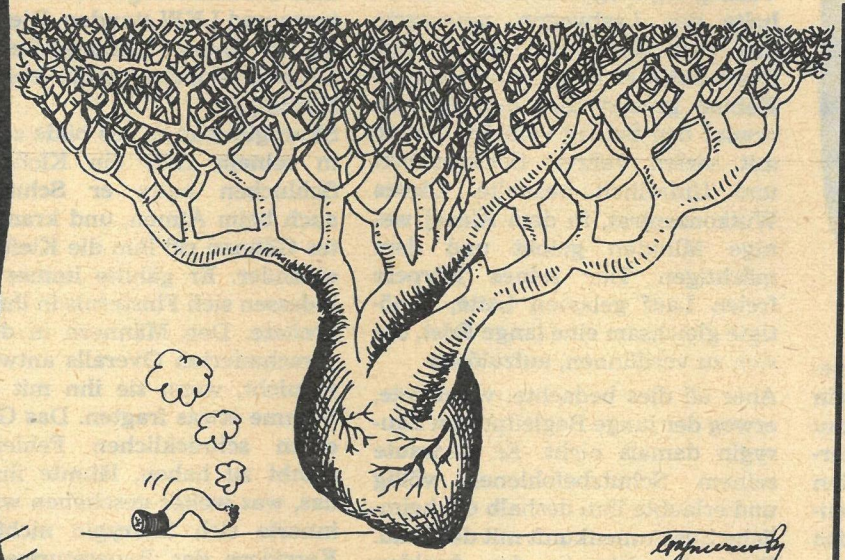
Tesler, Moskau

Der Bazillus

... ich bin halt ein stiller Arbeiter.
Karel Čapek

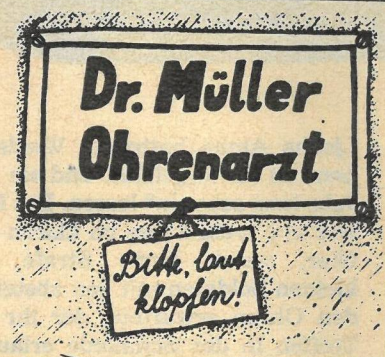
Seit der Erfindung des Mikroskops gibt es auf der Welt Bakterien.
Daniil Granin

Begrenzte Lebenserwartung: Man wird seines Lebens als Greis nicht recht froh, / denn etwa



Trintschenko, Moskau

Der Ohne-mich-klappt-nichts-Schneck von Bondartschuk



Radev, Sofia

Wenn die Krankheiten nicht wären, hätte man nie Zeit, sich um seine Gesundheit

erhalten und nichts schonen sie weniger als ihr Leben. La Bruyère

Kopflos werden schadet dem Körper.

Sándor Novobáczky

Diagnose

Schüchtern betritt der Patient das Sprechzimmer. Er steht noch auf der Schwelle, als ihn der Arzt bereits müde fragt: „Name? Arbeitsstelle? Beschwerden?"

Der Patient tritt näher. „Bleiben Sie bitte dort", sagt der Arzt erschrocken. „Ihre Beschwerden können Sie auch von dort aus nennen." „Jawohl", sagt der Patient beeindruckt. „Mir sind die Glieder so schwer, Herr Doktor, und ich habe ständig Kopfschmerzen." „Schwere Glieder, sagen Sie? Was soll ich da erst sagen!" „Ja, Herr Doktor, Sie haben es bestimmt auch nicht leicht. Aber mir kratzt es noch im Hals."

„Bei Ihnen kratzt es nur? Und es sticht und brennt nicht wie Feuer wie bei mir? Und ich muß auch noch hier sitzen und solche Leute wie Sie heilen, die viel weniger krank sind als ich es bin. Na, kommen Sie ruhig näher!"

Der Patient tritt näher. „Aaaaaah!" sagt der Arzt.

„Aaaaaah!" sagt auch der Patient und öffnet den Mund weit.

„Sie sollen jetzt nicht A sagen, sondern mir in den Hals schauen!" Der Patient guckt dem Arzt in den Hals.

„Dort... hinten... es scheint ein bißchen rot zu sein."

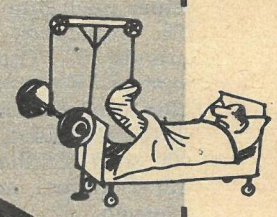
„Natürlich ist es rot! Es ist die Grippe. Das gesamte Personal liegt schon zu Bett. Ich bin der letzte, der hier noch arbeitet. Mit entzündetem Hals!"

„Tut's sehr weh, Herr Doktor?"

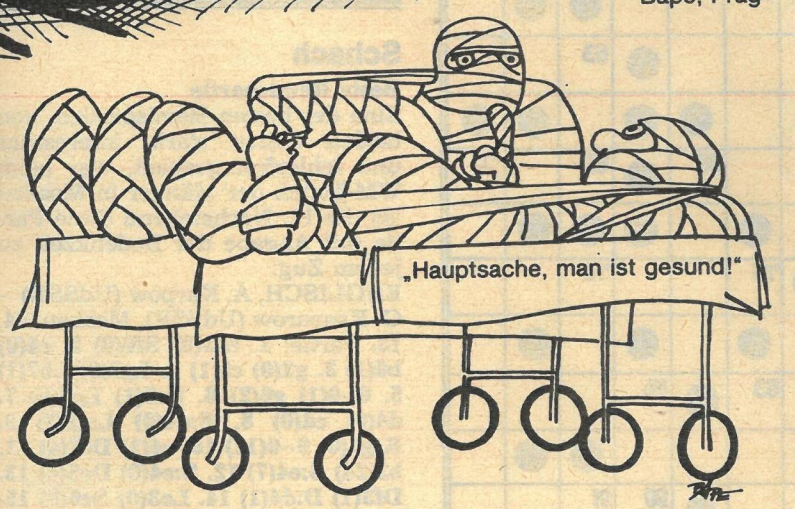
Der Doktor preßt den Kopf des Patienten an seinen Brustkorb. „Das hören Sie bestimmt auch mit dem bloßen Ohr. Na? Was hören Sie?"

Der Patient lauscht ein Weilchen. „Ich glaube, es pocht." Nun reagiert der Arzt gereizt: „Oh, diese Laien! Es pocht, es pocht... Natürlich pocht es, aber wie?!" Er reicht dem Patienten das Stethoskop. „So hören Sie's besser. Es pocht unregelmäßig, nicht wahr? Nervös. Mit Geräuschen." Der Arzt sinkt in den Sessel, vergräbt das Gesicht in den Händen. Der Patient wird von Mitleid erfaßt. „Aber deshalb brauchen Sie doch nicht zu verzweifeln", tröstet er den Arzt. „Legen Sie sich ins Bett. Nächste Woche schaue ich wieder vorbei." Dann tritt er hinaus auf die Straße und bahnt sich mit elastischen Schritten einen Weg durch die hustende, schniefende Menge. Er fühlt sich kerngesund.

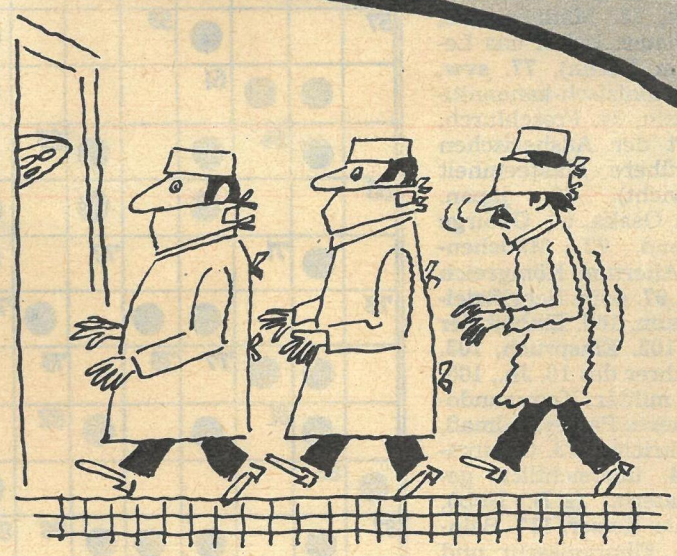
Aus: „Budapester Rundschau", gekürzt



Bape, Prag

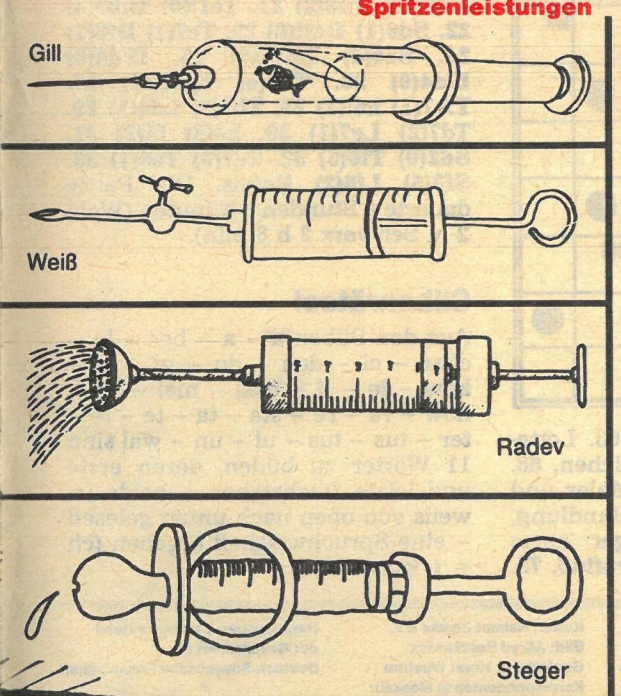


Tscherepanow, Moskau

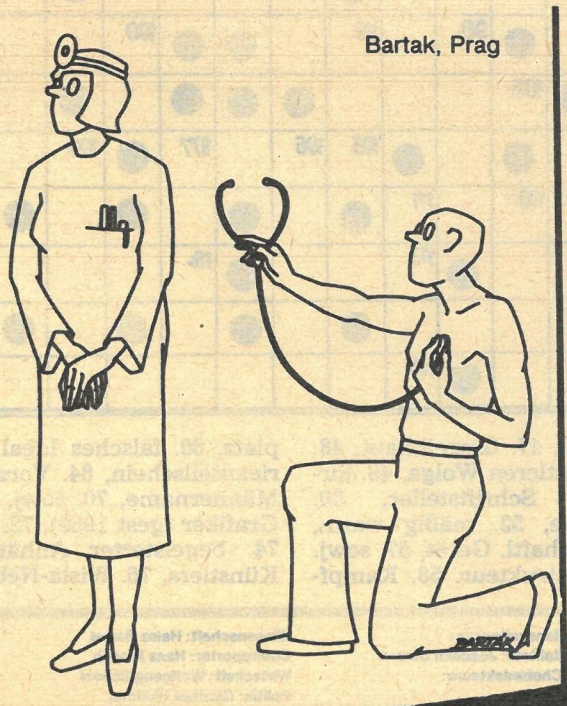


im hundertsten Lebensjahr / erhöht sich fortschreitend die Lebensgefahr. / Das ist so nach Adam Risiko. Hansgeorg Stengel

Spritzenleistungen



Bartak, Prag



Dmitrijew, Moskau

Liebe?
Eine Herzkrankheit
des Kopfes!
M. Hinrich

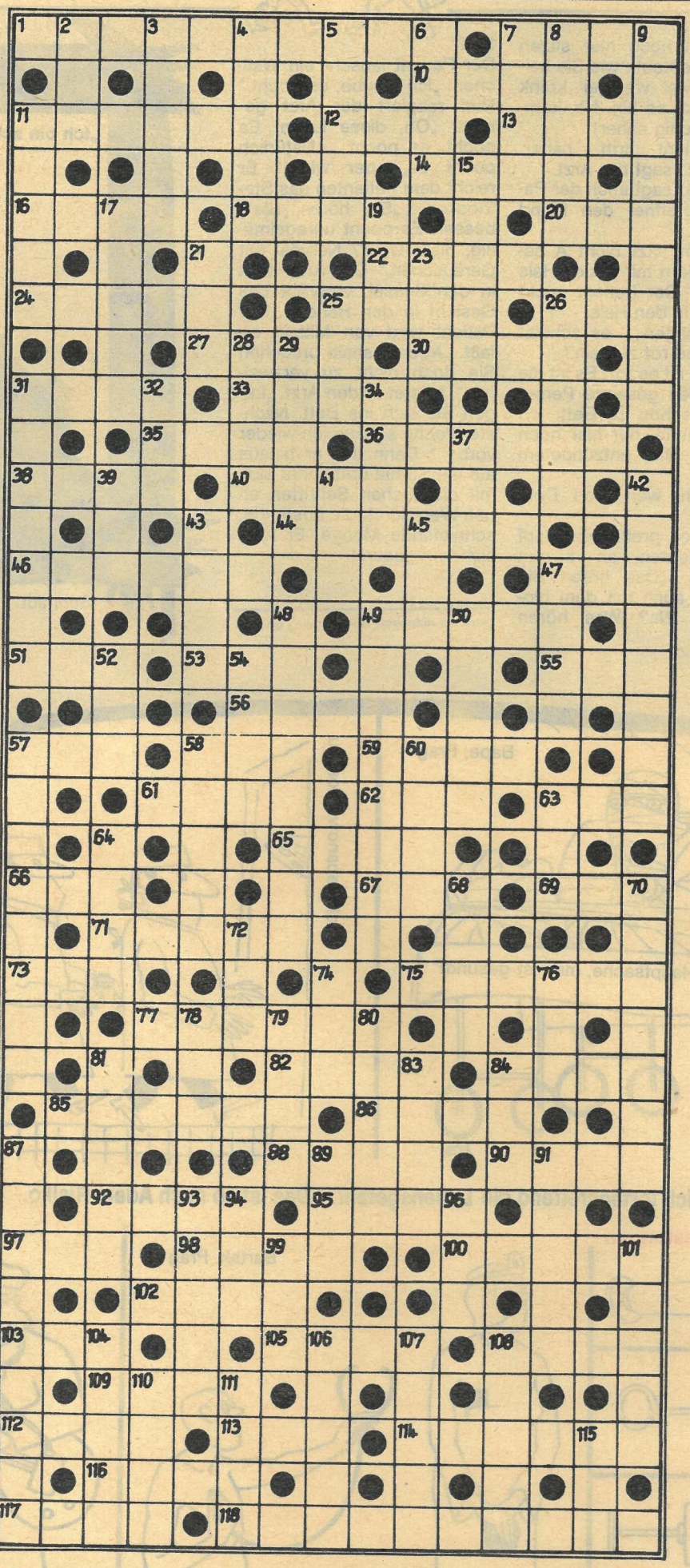
Manche Menschen kommen ohne Krankheit aus.

zu kümmern. Jewgeni Tarassow

„Das Leben geht weiter." Als es erlaubt ist. Karl Kraus

★RÄTSEL

Kreuzworträtsel

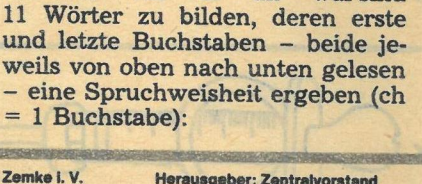


Waagerecht: 1. russ. Arbeiterrevolutionär und Mitarbeiter Lenins (gest. 1906), 7. Schiffsschaden, 10. musikal. Bühnenwerk, 11. Vergnügungspark in Wien, 12. Honigwein, 13. Zuchttier, 14. ethischer Begriff, 16. Untiefe, 18. großes Gewässer, 20. längster Strom der Erde, 22. Teigtreibmittel, 24. svw. Kloster, Stift, 25. Theaterplatz, 26. Vorfahr, 27. Schubfach, 30. Malaiendolch, 31. Betrieb für Geflügel- oder Pelztierzucht, 33. schlehenartiger Strauch Südamerikas, 35. Erfinder des Gasglühlichts, 36. sowj. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 38. französ. Friedenskämpferin früherer Jahre, 40. Bezeichnung für den Schwermetallkern der Erde (Kurzw.), 44. Wassersportart, 46. Monatsname, 47. Abk. für die Baikal-Amur-Magistrale, 49. Bittermittel, 51. Meeressäugetier, 53. Mädchenname, 55. Badeort in Belgien, 56. große Hitze, 57. Volksstamm in Liberia, 58. amerikan. Riesenkröte, 59. inneres Organ, 61. Ritter der Artusrunde, 62. Abschiedswort, 63. russ. Männername, 65. Erfinder eines nach ihm benannten Motors, 66. Maßeinheit des elektr. Widerstands, 67. Titelgestalt bei Strittmatter (Vorname), 69. durch Sieden erhaltene Lösung, 71. Muse der Liebesdichtung, 73. Männername, 75. sowj. Bildhauer (schuf das Lenin-Denkmal in Berlin), 77. svw. Gesuch, 82. phönizisch-kanaanitische Liebesgöttin, 84. Froschlurch, 85. Hauptstadt der Adsharischen ASSR, 86. frühere Masseeinheit (Apothekergewicht), 88. japan. Stadt östl. von Osaka, 90. Gebirge in Griechenland, 92. Mädchenname, 95. im Altertum Königreich in Südarabien, 97. poln. Schriftsteller, 98. Laubbaum, 100. Einheit der Leuchtdichte, 102. Einspruch, 103. engl. Bauernführer des 16. Jh., 105. Brotform, 108. militär. Kommandostelle, 109. früheres Papierzählmaß, 112. Schilf, Röhricht, 113. Gebirgseinschnitt, 114. übersichtlich geschichtetes Material (z. B. Holz), 116. altrömischer Kaiser, 117. Beinteil, 118. sowj. Filmregisseur und Mitarbeiter Eisensteins („Lustige Burschen").

Senkrecht: 2. Aussehen, Miene, 3. deutsche Spielkarte, 4. ein chem. Element (Metall), 5. Teil der Visiereinrichtung, 6. Musikzeichen, 7. inhaltslos, 8. Nachlaßempfänger (Mz.), 9. russ. Schriftsteller (gest. 1921), 11. Oblasthauptstadt a. d. Sura, 15. Getreideart, 17. einjähr. Pferd, 19. griech. Buchstabe, 21. englisch: Öl, 23. Komponist der Oper „Die Zaubergeige", 25. albanische Währungseinheit, 26. engl. Physiker (gest. 1945), 28. Stadt a. d. Elbe (Schiffsbau), 29. Mädchenname, 31. sowj. Schriftsteller („Die junge Garde"), 32. engl. Insel, 34. Sanddünenwüste, 37. Währungseinheit in Peru, 39. Hausflur (mundartlich), 41. Märchenwesen, 42. awarisch-sowj. Schriftsteller, 43. Gewichts- u. Münzeinheit im alten China, 45. Höhenzug bei Braunschweig/BRD, 47. Geweihhaut, 48. Stadt a. d. mittleren Wolga, 49. kirgisisch-sowj. Schriftsteller, 50. Mädchenname, 52. mäßig warm, 54. landwirtschaftl. Gerät, 57. sowj. Raketen-Konstrukteur, 58. Kampfplatz, 60. falsches Ideal, 63. Lotterieanteilschein, 64. Vorzeichen, 68. Männername, 70. sowj. Maler und Grafiker (gest 1969), 72. Handlung, 74. begeisterter Anhänger eines Künstlers, 76. Wisła-Nebenfluß, 78. ungebraucht, 79. Ackergrenze, 80. sowj. Kurort a. d. Schwarzmeerküste, 81. arab. Gruß, 83. Gangart, 84. Weltorganisation (Abk.), 87. russ. Komponist (1836–1910), 89. Angehöriger eines nord. Göttergeschlechts, 91. kleiner Lachsfisch, 93. Vakuum, 94. Erfüllungsstand, 96. Baumteil, 99. Drehpunkt, 101. russ.-sowj. Schriftsteller (gest. 1941), schrieb „Budjonnys Reiterarmee", 104. Richtung eines statistisch erfaßten Verlaufs, 106. Baumstraße, 107. irakische Hafenstadt, 108. Verkaufsstelle auf dem Markt, 110. Einfall, 111. altgriech. Philosophenschule, 115. Titelgestalt einer Gotovac-Oper.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Schach

Beste Remispartie

Eine der besten Remispartien, von beiden Seiten stark, interessant und fehlerfrei gespielt, war beim WM-Match der Männer in Moskau '84 die 13. Nachstehend diese Partie mit Angabe der Bedenkzeit zu jedem Zug.

ENGLISCH, A. Karpow (UdSSR) – G. Kasparow (UdSSR), Moskau '84, 13. Partie: **1. Sf3(0) Sf6(0) 2. c4(0) b6(1) 3. g3(0) c5(1) 4. Lg2(0) Lb7(1) 5. 0–0(1) g6(2) 6. Sc3(1) Lg7(0) 7. d4(0) cd(0) 8. S:d4(0) L:g2(3) 9. K:g2(0) 0–0(12) 10. e4(1) Dc7(4) 11. b3(24) S:e4(7) 12. S:e4(0) De5(0) 13. Df3(1) D:d4(1) 14. La3(0) Sc6(8) 15. Tad1(0) De5(0) 16. T:d7(0) Da5(25) 17. L:e7!(51) Se5(1) 18. Dd1!?(1) S:d7(2) 19. D:d7(0) D:a2(9) 20. L:f8(12) T:f8(2) 21. Te1!(0) D:b3(8) 22. Sd6(1) Dc3!(0) 23. Te7(1) Df6(1) 24. Se4(4) Dd4(10) 25. D:d4(0) L:d4(0) 26. Td7(0) Lg7!(17) 27. T:a7(1) h6!(1) 28. Tb7(3) Ld4(1) 29. Td7(2) Lg7(1) 30. h4(8) f5(2) 31. Sd2(0) Tf6(5) 32. Tc7(3) Te6(1) 33. Sf3(5) Lf6(2) Remis.** Die Partie dauerte 4 Stunden 8 Minuten (Weiß 2 h, Schwarz 2 h 8 min).

Silbenrätsel

Aus den Silben a – a – ber – bi – char – ci – den – du – gi – ja – kow – le – li – mas – mei – na – now – ra – re – sta – ta – te – te – ter – tus – tus – ul – un – wal sind 11 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben – beide jeweils von oben nach unten gelesen – eine Spruchweisheit ergeben (ch = 1 Buchstabe):

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

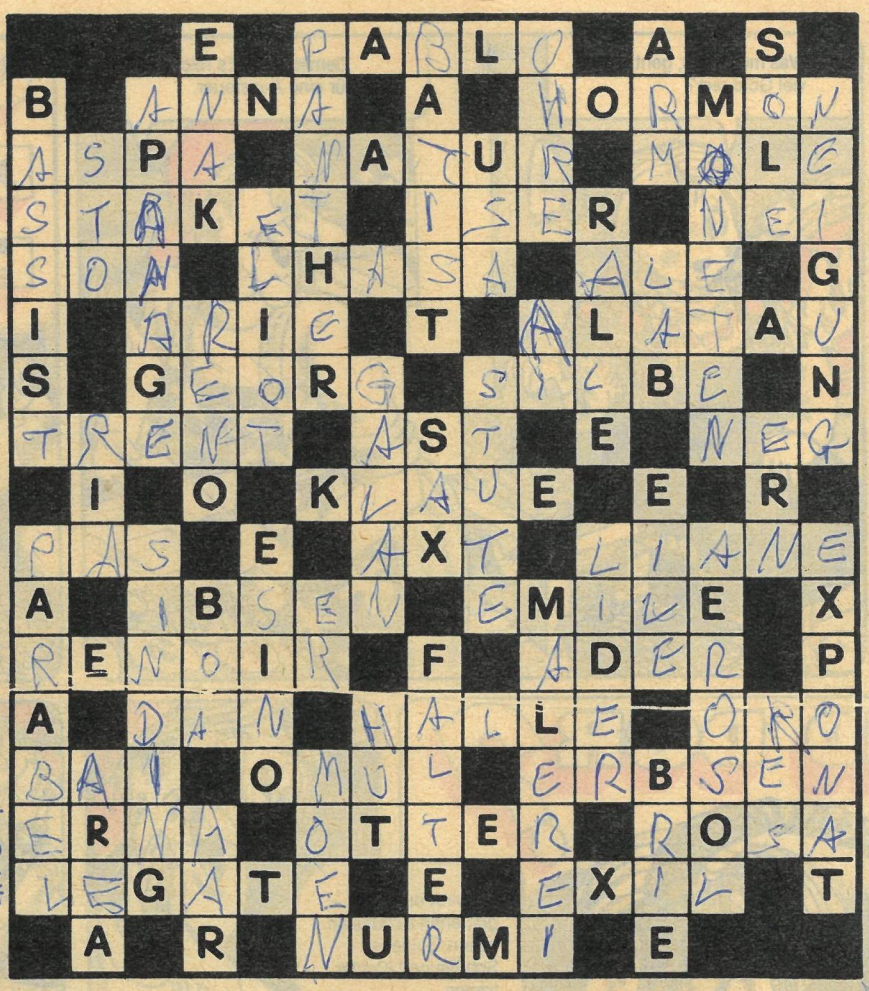
Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

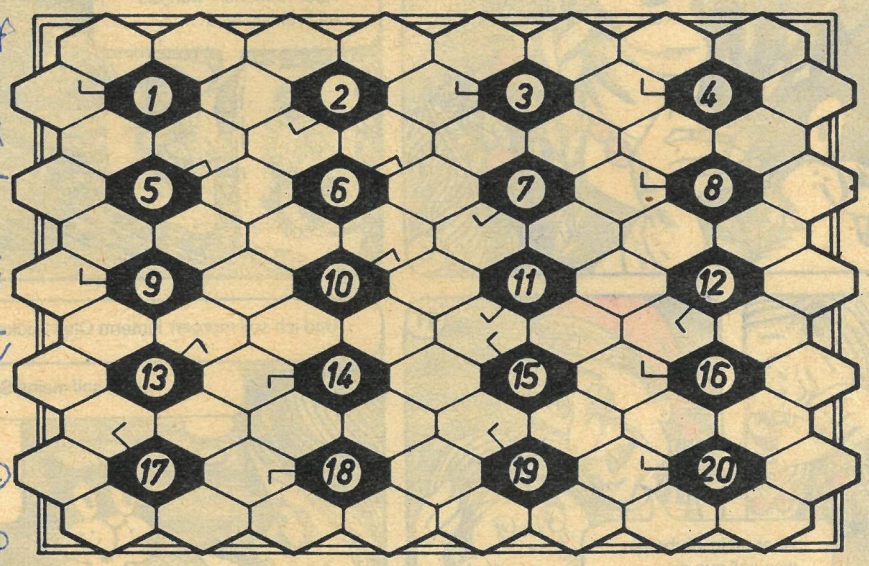
1. französ. Schriftsteller („Die drei Musketiere"), 2. Familienname Lenins, 3. Mädchenname, 4. svw. Stand, Zustand, 5. altrömischer Geschichtsschreiber, 6. Wegemaß, 7. Volk in Vorderasien und Nordafrika, 8. Stadt im NO der Ukraine, 9. Truppenspitze, 10. Abwesenheitsnachweis, 11. schweizer. Urkanton.

Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Mädchenname, 2. Name für die Gebirgszüge des Tienschan und die Nordausläufer des Altai, 3. Blutgefäß, 4. Flächenmaß (span.), 5. sowj. Ortschaft südl. von Perm, 6. svw. Jahrgeld; Abfindung (französ.), 7. engl. Biersorte, 8. Luft- oder Gasmenge, in der feinste Teilchen einer Flüssigkeit schweben, 9. Opernlied, 10. südamerikan. Faultier, 11. Baumteil, 12. Körperteil, 13. Spaltwerkzeug, 14. Sänger mit tiefer Stimme, 15. französ. Landschaft zw. Marne und Seine, 16. Riesenschlange, 17. Meeresbucht, 18. feines Gewebe, 19. Judo-Meistergrad, 20. Ausstellungsgegenstand, 21. Stammvater eines sagenh. Riesengeschlechts, 22. mittelitalien. Fluß zur Adria, 23. Vorname Zolas, 24. englisch: Ohr, 25. Hülsenfrüchte, 26. engl. Schriftstellerin des 19. Jh., 27. Hast, 28. Fluß im nördl. Irland, 29. Hausflur (mundartl.), 30. Verbannungsort, 31. chem. Zeichen f. Erbium, 32. svw. Schmetterling, 33. Liebhaber, 34. Männername, 35. Bezirk der DDR, 36. Kopfbedekkung, 37. Drüsenwirkstoff, 38. norweg. Dramatiker („Peer Gynt"), 39. rumän. Maler und Karikaturist (gest. 1958), 40. Huf der Paarzeher, 41. Hauptstadt Tibets, 42. Augendeckel (Mz.), 43. trop. Schlingpflanze, 44. Ferment des Kälbermagens, 45. Vermächtnis (Mz.), 46. Hafendamm, 47. dänische Ostseeinsel, 48. svw. Münzen, Geld (latein.), 49. eine der bildenden Künste, 50. Wesensart, 51. finnischer Läufer früherer Jahre, 52. persische Rohrflöte, 53. leichte Schrägstellung, 54. Abk. für Naherholungsgebiet, 55. küstennahe nordkoreanische Stadt, 56. dem Wasserleben angepaßte Familie der Marder, 57. Elbe-Nebenfluß in der ČSSR, 58. Speisefisch des Baikalsees, 59. Vorname des



Malers Picasso, 60. ein Kegelschnitt, 61. Tanzschritt, 62. Großkatze mit gefleckt. Fell, 63. oberitalien. Fluß zur Adria, 64. Sache, Ding (latein.), 65. französ. Maler (gest. 1919), 66. Mädchenname, 67. Farbton, 68. Wasservogel, 69. belgischer Instrumentenbauer, erfand 1840 das Saxophon, 70. russisch: hundert, 71. svw. Lattenzaun, 72. norweg. Komponist (gest. 1941), 73. Wortteil, 74. weibl. Pferd, 75. englisch: Sohn, 76. starke Salzlösung, 77. Fluß in Mittelengland, 78. nordamerikan. Staatenbund (Abk.).



Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der Anfangsbuchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:
Trage – Rast – Esche – Malz – Kent – Rose – Igel
Die neuen Anfangsbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Flüssigkeitsbehälter.

Füllrätsel

Waagerecht: 1. Helfer in höchster Not, 2. eine Dimension, 3. Alarmgerät, 4. Turngerät, 5. Steifheit.

Die dritten Buchstaben der Lösungswörter – senkrecht gelesen – ergeben die lateinische Bezeichnung für Erde, Land.

1 R	E				
2	R	E			
3		R	E		
4			R	E	
5				R	E

Wabenrätsel

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:
1. südamerikan. Pfeilgift, 2. Wechsel einer Ware gegen eine andere, 3. Kirchengesang, 4. Büchergestelle, 5. Mädchenname, 6. Titelgestalt bei Shakespeare, 7. ungar. Wurstsorte, 8. Kürbisgewächs, 9. Zirkusarena, 10. Form für Roheisen, 11. Speiseraum, Kasino, 12. Wettfahrt, Wettlauf, 13. Ährenborste, 14. Auseinandersetzung; Vergleich (latein.), 15. sowj. Münzeinheit, 16. Gesamtheit des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens, 17. Nasenlaute, 18. Teil einer Ähre, 19. Großbehälter, 20. Polstermöbel.

Auflösungen aus Heft 2/1985

Kreuzgitter. Waagerecht: Galilei (3), Marat (17), Runge (18), Nonne (6), Inder (7), Duden (47), Asti (48), Eder (59), Ero (38), Erde (4), Mate (43), Alt (11), Meise (23), Anger (1), Trester (39), Rispe (10), Rilla (31), Rum (25), Mime (42), Senn (28), Lid (5), Beta (19), Imme (20), Rakel (2), Karla (29), Anapa (36), Agens (51), Tabor (33), Selenga (44).
Senkrecht: Gondel (27), Linde (46), Lied (26), Iran (24), Angara (53), Meit (55), Rad (52), Tor (61), Nurmi (22), Nie (50), Eid (56), Enter (8), Sol (16), Rigel (41), Ebro (34), Aster (14), Tarim (62), Eosin (21), Ise (13), Aras (57), Erika (12), Leben (35), Ulm (15), Mieder (40), Tamara (9), Eva (45), Nil (37), Elain (58), Maar (30), Ross (54), Karl (60), Ket (49), Rab (32).
Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Fes, 2. Nugat, 3. Regal, 4. Regen, 5. Bebel, 6. Laser, 7. Kegel, 8. Beile, 9. Prosa, 10. Tri.
Von der Zahl nach links: 3. Ruf, 4. Reger, 5. Begas, 6. Legat, 7. Kabel, 8. Besen, 9. Pegel, 10. Trier, 11. Groll, 12. Ise.
Wabenleiste: 1. Benzin, 2. Grenze, 3. Lesage, 4. Strebe, 5. Person, 6. Skonto. – Bratsk.

Einer fehlt: Mei(l)er, Pak(e)t, Mau(s)er, Bru(s)t, Mar(i)ne, Pfa(n)d, Aar(g)au. – Lessing.
Buchstabentausch: Lech, Nora, Adel, Regel, Grau, Tanz, Altai, Ton, Rosa, Hast, Kali, Polo, Bann. – Halluzination.
Raten und Rechnen:

324	:	9	=	36
–		×		+
84	+	12	=	96
240	–	108	=	132

Füllrätsel: 1. Teller, 2. Steher, 3. Latein, 4. Retter, 5. Pleite. – Lette.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 13) aus Heft 26/1984

Waagerecht: 1. Rum, 3. Narr, 6. Onega, 10. Miete, 15. Igel, 16. Alm, 17. Nekrassow, 18. one, 20. Leim, 21. Asiat, 23. Damm, 26. Index, 28. Marc, 30. Ede, 33. Slowakei, 36. Alès, 38. Heiner, 40. Reh, 41. Ampere, 42. Ani, 43. TAN, 45. Ba, 46. Stadel, 49. Verena, 51. Uhse, 54. Imo, 56. Ale, 57. Oboe, 59. Itil, 60. Elen, 61. Väterchen Frost, 66. Lage, 67. Star, 68. Noël, 69. Lai, 70. Eta, 72. Reka, 74. Tandem, 76. Amöben, 81. Ai, 82. Won, 84. Ice, 85. Pfeil, 88. Eos, 89. Sosias, 91. Bark, 93. Baba-Jaga, 95. KNA, 96. Krim, 98. Conga, 100. Mega, 102. Lilie, 105. Sohn, 106. Amadeus, 108. Balalaika, 109. Nie, 110. Eder, 111. Rille, 112. Waben, 113. Lena, 114. Amerika.
Senkrecht: 2. Miene, 3. Nele, 4. Alexander Newski, 5. Ramme, 6. Omar, 7. Eni, 8. Gea, 9. Akten, 10. Madera, 11. Isa, 12. Esmarch, 13. Tom, 14. EW, 19. Nike, 22. Schneeflöckchen, 24. Olm, 25. Uwe, 27. Di., 29. Ast, 31. Debatte, 32. Ahle, 33. Sal, 34. Opa, 35. Aram, 37. Lie, 39. Ire, 42. Aale, 44. Avon, 47. Tat, 48. Lohe, 50. Nis, 51. Ulla, 52. Sago, 53. Alge, 54. Insa, 55. Ovation, 58. Bela, 62. Åra, 63. Como, 64. Rabe, 65. Oie, 71. Tapa, 72. Ries, 73. Kastell, 75. Nei, 77. Mir, 78. Niagara, 79. Lea, 80. Ala, 81. Askale, 83. NBI, 86. Fjodor, 87. Iglu, 90. Saliw, 92. Amsel, 93. BN, 94. BAM, 97. Renn, 99. Onda, 100. Mai, 101. Gal, 103. Ika, 104. Lab, 107. Spa, 208. Br. **Lösungswort:** „Russischer Winter".
Es gewannen:
1. Preis: 100,– Mark Else Mai, 2003 Friedland/Mecklbg.
2. Preis: 75,– Mark Ulrich Riecke, 3210 Wolmirstedt
3. Preis: 50,– Mark Erich Blessmann, 3700 Wernigerode
4. Preis: 25,– Mark W. Schuster, 8122 Radebeul

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

DIE ZWÖLF MONATE

Nach einem Märchenspiel von Samuil Marschak. Gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

1
Was meinst du, geht hier viel Gold rein?
Ziemlich viel. Es reicht für eine Aussteuer.

2
UND DIESER HIER?

3
Der reicht für ein Haus aus Stein, für ein Rößlein und ein Schäfchen!

4
UND DER?

5
Da wirst du aus goldenen Schüsseln essen, goldene Schuhe und Kleider tragen.

6
Den nehme ich. Nur schade, daß es keine Schneeglöckchen gibt.

7
Aber Kindchen, wart bis es Frühling wird…

8
Vielleicht wachsen sie schon – tief im Schnee verborgen. Ich gehe sie suchen!

9
Sieh durchs Fenster, wie der Schneesturm tobt! Du erfrierst im Wald!

10
Dann geh du!

11
Aber mein Täubchen, was soll aus dir werden, wenn ich im Wald erfriere?

12
Und ich soll morgen hinterm Ofen hocken, und andere scheffeln derweilen das Gold!
Dann soll meine Schwester eben gehen!
Ein guter Gedanke! Wer wird der eine Träne nachweinen?

13
Alle bemitleiden sie: Die arme Waise! Hab ich ihr nicht mein altes Kopftuch geschenkt?

Und das viele Brot, das sie uns wegißt. Morgens eine Schnitte, mittags ein Käntchen, abends ein Ränftchen…

14
So mag sie in den Wald gehen. Ich gebe ihr den größten Korb mit.

15
Aber Kindchen, der ist ganz neu. Wir geben ihr den alten. Geht er verloren, ist's auch kein Unglück!
DER IST ABER FURCHTBAR KLEIN!

Fortsetzung von Seite 35

Staubwirbel

noch ans Licht der Welt wollte, faßten sie den entsprechenden Beschluß. Dem jungen Paar passierte das zum erstenmal, und während sie sich grämten und sorgten, versäumten sie alle denkbaren Fristen, innerhalb derer es ohne viel Scherereien möglich gewesen wäre, etwas zu machen. Auf der Suche nach einem beliebigen Ausweg wandte sich der erschrockene Skurygin an einen befreundeten Arzt, und der schickte sie zu seinem Freund nach Rogatschow. Deshalb unternahmen sie die lange freudlose Reise, auf der sie einen leibhaftigen Rotfuchs zu sehen bekamen.
Aber im Rogatschower Krankenhaus trafen sie den Freund ihres Freundes nicht an, er war verreist, die Sache klappte nicht, und die Skurygins kehrten unverrichteter Dinge zurück. Beim Anblick des bekannten Feldes, das jetzt von grauer Abenddämmerung verhüllt war, stellte sich Jakow Skurygin erneut den erfolglosen Fuchsjäger vor – wie er abgehetzt keuchte und die Ohrenklappen seiner Mütze Reif ansetzten, der weißem Moos glich…
Im selben Augenblick erinnerte sich Skurygin, daß genauso der schweißnasse Ljocha gekeucht hatte, aber nicht auf einem verschneiten Feld, sondern auf dunklem Ödland, wo schwarze Wirbelwinde tanzten.

Der Häftling schaffte es, den Soldaten einzuholen, der, die Pistole umklammernd, wie von Sinnen vor Angst und Verzweiflung, in Richtung Wache hastete. Diese Pistole richtete Skurygin auf Ljocha und schrie mit versagender Stimme: „Schuft! Ich bring dich um! Ich schieß dich über den Haufen!“
„Wofür, Hundesohn?“ fragte Ljocha heiser und wich zurück. „Meinen Tod willst du? Mein Blut, mein Leben? Los, schieß mir ins Herz!“
„Wo bist du gewesen, du Lump?“ schrie Skurygin, immer noch in Fieber und Hysterie, aber er spürte schon, wie er rasch, rasch wieder auflebte.
„Beim Meister, oben… Eine Zeichnung haben wir besprochen… Aber du Rotznase… Ich hab doch schon neun Jahre runtergerissen, möcht noch ein bißchen die Freiheit genießen. Wolltest mir 'ne Flucht anhängen, du Halsabschneider! Gott sei Dank, die Kumpel fanden mich und sagten: Nimm die Beine in die Hand, halt ihn auf…“
„Gleich sind wir im Lager, da sperr ich dich in die Isolierzelle“, drohte Skurygin. „Dann merkst du, was man davon hat, wenn man sich versteckt.“
„Schön, sperr mich ein“, antwortete Ljocha Amba voller Haß. Sein schmales, langnasiges Gesicht war wie mit Wasser begossen, in den tiefliegenden Augen glitzerten erschreckende Männertränen. „Tu dein böses Werk, Junge. Ich wäre ja selbst zur Wache gegangen. Doch hatte ich auch Mitleid mit dir Blödmann…“
Und obwohl sie sich gegenüberstanden und erbittert anfeindeten, keimte und wuchs in ihnen ein freudiges Gefühl der Erleichterung. Vielleicht hätten sie sogar gelacht und sich umarmt, wäre dergleichen in ihrer besonderen, fremden Augen verschlossenen rauhen Welt üblich gewesen.

So trottete der Mann, nachdem er die Hoffnung, einen Fuchs zu erbeuten, verloren hatte, niedergeschlagen zur Straße zurück. Der Fuchs war zwischen den Schneewehen verschwunden und tauchte – ein roter Flammenfetzen – erst am Wald kurz auf. Dann verstrichen einige unwiederbringliche Stunden des kurzen Wintertages – und plötzlich jagten, von rechts nach links, geschwänzte staubige Wirbelwinde über das öde Feld…

Seit jener Zeit wohl erinnerte sich Skurygin beim Anblick eines weißen reinen Schneefeldes stets des nächtlichen Staubsturms. Weil er in der Winterstunde, als er neben seiner Frau im Bus fuhr, die die Frucht ihrer Liebe in der zarten und feuchten Finsternis unter dem Herzen trug, blitzartig den Zusammenhang zwischen den einander so fern liegenden Dingen und Erscheinungen erkannte, wie sie das Schicksal Alexej Ambarows, das Schicksal des ungeborenen Kindes, die Unbändigkeit des fliehenden Fuchses, die Jagdleidenschaft des Verfolgers, die menschliche Angst und die Hoffnung auf ein Wunder und lebensrettende Barmherzigkeit darstellten…

Und als – man kann es so sagen – dieses barmherzige Wunder wirklich geschah und sie Rogatschow mit dem l e b e n d e n Kind verließen (beide dachten voller Furcht und Zärtlichkeit an ihr Kind), da erinnerte sich Skurygin, wie er einmal, es war schon lange her, vor dem Vertrauen erschrocken war, das er erwiesen hatte… Selbstverständlich sollte man nicht so handeln, wie der kleine Soldat gehandelt hatte, aber wenn man nun schon höchstes Vertrauen zu einem anderen Menschen gefaßt hatte, dann durfte man es auch nicht leugnen.
Skurygins Frau schlummerte, leicht schwankend, den Kopf an seiner Schulter. Mit ihnen fuhr im Schutz des warmen Dunkels einer höheren Liebe ihr künftiger Sohn – er schlummerte ebenfalls, leicht schwankend, und ahnte nicht, welche Qual der Weg der Barmherzigkeit und des Vertrauens dem Menschen bereitete. All das lag für ihn in der Zukunft – im Glanz des durch den Raum zur Erde fliegenden Sternenlichts.

Tienschan im Jahre 2025

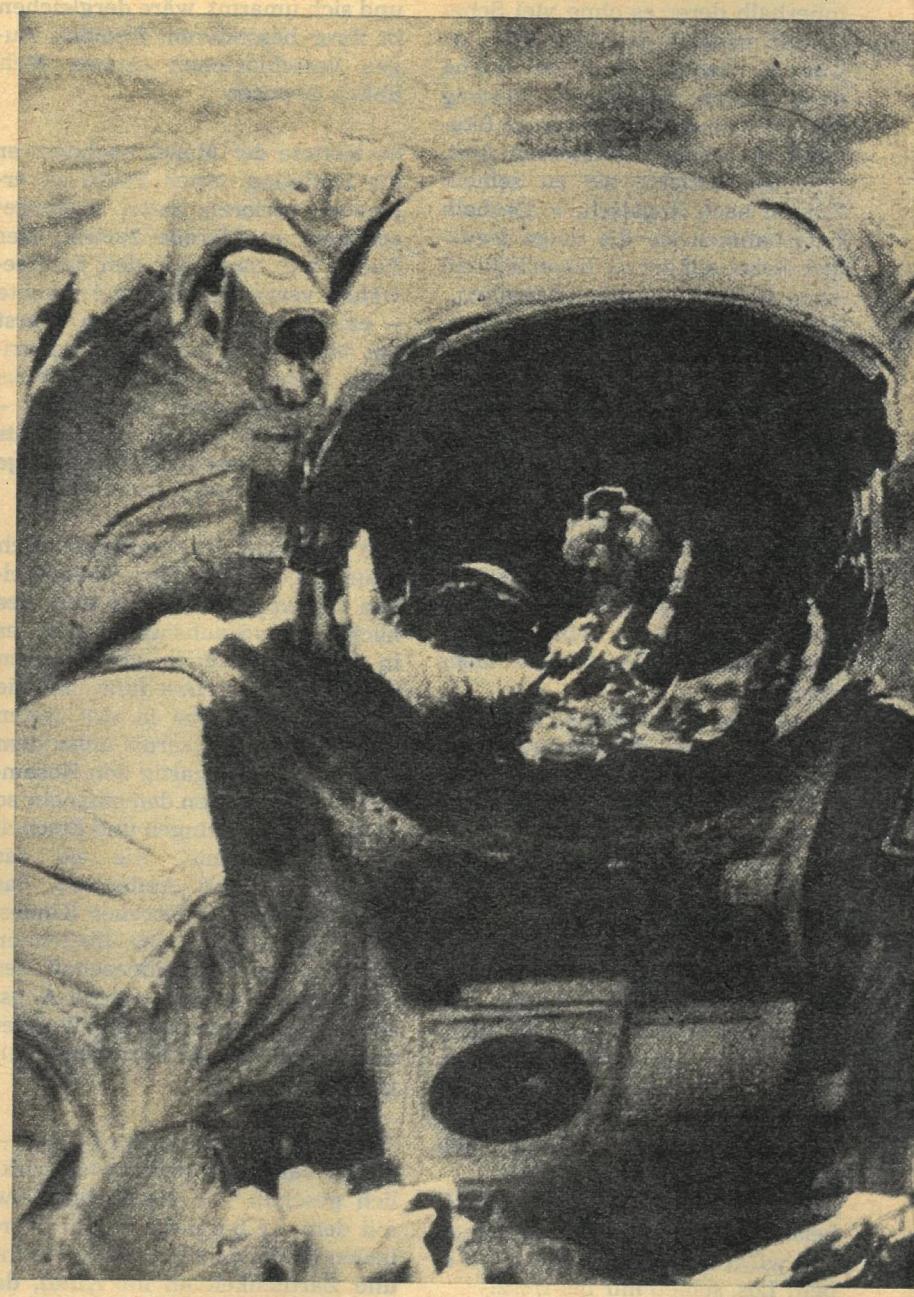
Von der Moskauer Lomonossow-Universität wurde eine Prognose für die Veränderungen der Umwelt des Zentralen Tienschan bis zum Jahre 2025 erarbeitet. Sie geht von detaillierten langfristigen Klimaprognosen aus, die eine anthropogene, also vom Menschen bedingte Erhöhung des CO_2-Gehaltes der Atmosphäre einkalkulieren. Diese Untersuchungen sind für die Bergrayons Kirgisiens besonders aktuell, da sie direkt in die Konzipierung des Territorialen Produktionskomplexes Issyk-Kul–Tschuisk einbezogen werden.
Veränderungen der Umwelt weisen oft gleichzeitig positive und negative Merkmale auf. Im Raum Tienschan soll sich in geringen Höhen über dem Meeresspiegel im Jahre 2025 die mittlere Temperatur im Januar von minus 7–8°C auf 0–+1 °C erhöhen. Besonders bemerkenswert ist auch die Zunahme der Jahresniederschlagsmenge um 75 Prozent.
Damit werden die Winter wesentlich milder, an verschiedenen Stellen um 4–8 °C wärmer. Durch das zeitige und länger andauernde Frühjahr erhöht sich der monatliche Wasserabfluß in den Flüssen im Mai und Juni. All diese Veränderungen wirken sich günstig auf die Landwirtschaft aus, besonders in den Niederungen der Issyk-Kul-Ebene. Die bessere Durchfeuchtung der Böden verbessert natürlich auch die Produktivität der Weiden. Die für Aufforstungen geeignete Fläche erhöht sich sogar auf das Dreifache. Die Untergrenze des Dauerfrostbodens verlagert sich von 2600 auf 3000 bis 3500 Meter und erleichtert damit den Bau und die Nutzung von Verkehrswegen.
Diese soweit positiven Veränderungen sind nun aber mit einer Verstärkung der Lawinen- und Murengefahr und mit Bodenerosion verbunden. Obgleich durch Erwärmung die Untergrenze der Lawinenzone ansteigt, nimmt die Lawinengefahr um das Anderthalbfache zu, wie ihr Umfang und das Ausmaß der betroffenen Bereiche. Durch größere Niederschlagsmengen werden sich die Gletscher ausdehnen und Eismuren auslösen. Im Jahre 2025 nimmt die Intensität in der Zone der gegenwärtigen Murenaktivität um das 4 bis 8fache zu. Besonders murengefährdet werden die Vorgebirge in einer Höhe von 2200 bis 2500 Meter, die zur Zeit im Bereich des Wald-Wiesen-Steppengürtels liegen. Die starke Durchfeuchtung wird die Erosion dieses Gebietes erhöhen und mit Schlamm- und Geröllawinen die bearbeiteten Flächen bedrohen. Es ist nun Sache des Menschen, die durch ihn hervorgerufenen Veränderungen im positiven Bereich zu nutzen und gleichzeitig negativen Auswirkungen vorzubeugen.

Foto: APN

Aus „Priroda“ Nr. 3/82

VER

Ein Beitrag von Prof. Dr. Franz Knipping



DES

„Zu verkaufen" steht auf dem Schild, das ein Mitglied der amerikanischen Raumfähre in die Kamera hält. Dieses Foto der USA-Weltraumbehörde, ursprünglich gedacht als Werbung der NASA für friedliche Dienstleistungen im All, zeigt in diesen Tagen unbeabsichtigt eine tiefere Bedeutung. Die neue Militär-Raumfähre „Discovery" symbolisiert den Ausverkauf der amerikanischen Kosmosforschung, den militärischen Mißbrauch der Wissenschaft im All.

Der Sternenkrieg wurde 1983 zum neuen Schlagwort der amerikanischen Hochrüstungspolitik. Der Begriff, einem amerikanischen Horrorfilm entlehnt, ist der USA-Administration liebste Vokabel geworden. Wenn ihren Einpeitschern nicht rechtzeitig Einhalt geboten wird, würde die Militarisierung des Kosmos den Beginn einer neuen Runde des Wettrüstens einleiten. Aufgeschreckt durch die öffentliche Meinung, schwächen die USA-Politiker jetzt ab: Von Forschungsarbeiten sei lediglich die Rede, für niemanden wirklich ein Grund zur Besorgnis. In seinem Fernsehinterview vom 13. Januar hat Außenminister Andrej Gromyko gefragt: „Warum... sollen wissenschaftliche Forschungsarbeiten durchgeführt werden, um ein ganzes System neuer Waffenarten für die Stationierung im Weltraum zu entwikkeln?... Wer kann garantieren, daß man nach der Beendigung der wissenschaftlichen Forschungsarbeiten sich damit begnügt?... Wir kennen die Handschrift der amerikanischen Administration und kennen die Situation in den Vereinigten Staaten von Amerika..."

Goldene Nase für Rüstungsbusiness

Am 2. Juni 1983 stand in der Spalte mit Börsentips in der „International Herald Tribune": „Trotz gelegentlicher Friedensbefürchtungen (!) blüht kein anderes Geschäft so wie das Rüstungsbusiness." Und weiter hieß es: „Der sogenannte Krieg der Sterne verheißt Geschäftsaussichten von einer halben Billion Dollar."

Auf den genannten Betrag von einer halben Billion – in Ziffern: 500 000 000 000 – Dollar kamen erste Kostenvoranschläge für den Aufbau eines kompletten, überwiegend im Weltraum stationierten sogenannten Raketen-Abwehrsystems der USA. Mittlerweile rechnen Rüstungsexperten mit wesentlich mehr, bis zum Zweieinhalbfachen des ursprünglich Veranschlagten. Verständlich, daß es angesichts dieser Kostenkalkulationen real denkenden Amerikanern eiskalt über den Rücken läuft. „Das würde zu Ausgaben führen, die für den Verstand unfaßbar sind, ohne daß wir eine erkennbare Überlegenheit erzielen", äußerte der ehemalige US-Außenminister Dean Rusk. Ende November 1984 legte der Ex-Verteidigungsminister McNamara eine mit Abrüstungsexperten erarbeitete Analyse vor, die das Sternenkriegskonzept als schädlich für die Sicherheit der USA bezeichnet, außerdem sabotiert es den gültigen amerikanisch-sowjetischen Vertrag über die Begrenzung der Raketenabwehrsysteme.

In den Büros jener Konzerne, die Hochrüstung zum Feld ihrer Kapitalverwertung erwählt haben, sieht man das natürlich anders. Hier zählt die Devise, die bereits Karl Marx als treibendes Motiv kapitalistisch betriebener Produktion nannte: „Die Größe des Gewinns wetzt den Heißhunger nach mehr Gewinn." Und was sich mit des Pentagons Hilfe verdienen läßt, erhellen schlaglichtartig Beispiele aus jüngster Vergangenheit, die in Kommissionen des Kongresses in Washington zur Sprache kamen. Da wurden einem Lieferanten anstandslos 44 Dollar für eine Glühbirne bezahlt, die im Laden für 17 Cents zu haben ist. Das Unternehmen Pratt & Whitney brachte es auf 1118 Dollar für einen Kunststoff-Verschluß zu 22 Cents. All das aber waren kleine Fische, gemessen an den 7417 Dollar, die General Dynamics für einen 3-Cent-Bolzen einstrich. Nach Publikwerden solcher Vorfälle fragten amerikanische Kernwaffengegner: Wenn sich schon mit Kleinkram eine goldene Nase verdienen läßt, wie hoch fallen dann – bei einem Jahresbedarf von 3,4 Millionen Ersatz- und Verschleißteilen – die Gewinne von Pentagon-Lieferanten insgesamt aus? Welche Superprofite verbuchen denn jene Gesellschaften, die komplette Flugzeuge, atomgetriebene U-Boote, strategische Nuklearraketen oder gar erst kosmische Laserwaffen entwickeln, herstellen und veräußern? Präzise Antwort wurde den Fragestellern nicht zuteil.

Die krisensichere Industrie

Bürgerliche Autoren heißen die Nutznießer des Pentagon eine „Industrie, die keine Krisen kennt". Tatsächlich erfreuen sich die Rüstungsmagnaten gleich mehrerer unschätzbarer Vorteile. Anders als Herstellern langlebiger Konsumgüter wird ihnen die – durchweg bestellte – Ware in jedem Falle abgenommen. Sie tragen mithin kein Absatzrisiko und sparen zudem noch Lager-, Werbe- und Vertriebskosten. Langfristig vergebene Aufträge, mitunter mit Laufzeiten bis zu zehn Jahren, verbürgen gleichbleibende Kapazitätsauslastung, unberührt von konjunkturellen Schwankungen. Bei Serienfertigung schlägt es sich in verminderten Herstellungskosten nieder. Da der Abnahmepreis jedoch fest vereinbart wurde, erschließt sich so eine Quelle zusätzlichen Gewinns. Hinzu kommt ein weiteres: Die besonders aufwendigen Ausgaben für Forschung und Entwicklung trägt im Rüstungssektor gewöhnlich nicht der Unternehmer, sondern – in Form von Anzahlungen und Subventionen – fast ausnahmslos Vater Staat als Auftraggeber, letztendlich natürlich der Steuerzahler. Das erlaubt, den Anteil des Eigenkapitals relativ niedrig zu halten. Kommerziell verwerten lassen sich Forschungs- und Entwicklungsergebnisse, beispielsweise bei Computern und Elektronik, überdies im nichtmilitärischen Bereich, was den Todesfabrikanten zu zusätzlichen Konkurrenzvorteilen und Extraprofiten verhilft. Zuwendungen aus der Staatskasse und Mehrwert in Privathand – so funktioniert die offiziell sanktionierte Plünderung des gesellschaftlichen Reichtums.

Ausgebucht bis zum Jahr 2000

„Vor zehn Jahren oder auch vor fünf Jahren verfügten wir noch nicht über diese Möglichkeiten",

KÄUFER

TODES

bekannte US-Verteidigungsminister Weinberger am 11. April 1983 vor der „Aviation and Space Writers Association". Auf die seither in Forschungslabors und Entwicklungsabteilungen der Rüstungsgiganten erbrachten Vorleistungen verweisend, sagte er: „Heute ermöglicht die gewaltige technologische Revolution in der Mikroelektronik den Bau sehr kleiner Hochleistungscomputer, die es uns erlauben, mobile Raketenabwehrsysteme zu erwägen, die im Weltraum, in der Luft und zu Lande stationiert werden können. Diese Kapazität, gekoppelt mit Energiestrahlenwaffen, ‚intelligenten' Raketen und hochentwickelten Sensoren, gibt uns die Möglichkeit, einen Entwurf für die Entwicklung einer Raketenabwehr vorzulegen."
Mit anderen Worten: Die politische Entscheidung, den „Krieg der Sterne" anzusteuern, gründet sich auf materielle Voraussetzungen, die in jahrzehntelanger Arbeit von der Rüstungsindustrie geschaffen wurden. Es bestätigt sich, was Andrej Gromyko feststellt: Die Forschung ist der erste Schritt, dem Erprobung und Stationierung neuer Waffenarten folgen. Ein typisches Beispiel dafür sind die von Weinberger erwähnten Strahlenwaffen. Bereits 1966 begannen am Lawrence Livermore-Laboratorium in Kalifornien erste Forschungen, um die Strahlkraft des Lasers für militärische Zwecke zu nutzen. Bereits bis 1982 investierten Pentagon und Industrie etwa 2,5 Milliarden Dollar in die Entwicklung von Laserwaffen. Mehrere Tests am Boden verliefen erfolgreich. Im Juli 1983 traf unweit des China-Sees in Kalifornien fünf Luft-Luft-Raketen des Typs „Sidewinder", die mit einer Fluggeschwindigkeit von 3200 km/h herandonnerten, der Blitz. In einem BRD-Magazin hieß es dazu: „Die vernichtenden Strahlen stammten aus einem schwerfälligen Transportflugzeug der U. S. Air Force. In einem markanten Buckel auf seinem Rumpf birgt das zum fliegenden Labor umgebaute Tankflugzeug die Versuchsanlage für einen Waffentyp, auf den die Amerikaner ihre strategische Planung für kommende Jahrzehnte konzentrieren: die Laserstrahlenwaffen, die mit Lichtgeschwindigkeit jede bekannte und denkbare militärische Bedrohung ausschalten könnten."

Das „eiserne Dreieck"

Das bislang Bewerkstelligte genügte bereits, um weitere Dollarmilliarden beim Pentagon locker zu machen. Unter exotisch klingenden Kodenamen wie „Alpha", „Talon-Gold", „White Horse", „Lode" forcieren Konzerne wie Boeing, Lockheed, Eastman-Kodak und andere die Entwicklung und Erprobung gleich vier verschiedener Strahlenwaffentypen, die für den Einsatz gegen Interkontinentalraketen und Satelliten im Weltraum in Betracht kommen könnten. Als Einpeitscher des „Sternenkrieges" fungieren – wie in anderen Sphären des Wettrüstens auch – diejenigen, die davon den größten ökonomischen Nutzen haben. Untersuchungen amerikanischer Wissenschaftler weisen aus: Wird die Hochrüstung langfristig in gleichem Tempo fortgesetzt wie in den vier Amtsjahren der ersten Reagan-Administration, dann verbürgen die Pentagon-Aufträge bis zum Jahre 2000 eine Profitmasse von mehr als 250 Milliarden Dollar. Die Weltraumrüstung mit einem kalkulierten Kostenvoranschlag von 1,2 bis 1,5 Billionen ist in diese Rechnung noch nicht einmal einbezogen.

Im politischen Sprachgebrauch hat sich für die etablierte Interessen- und Machtsymbiose von Rüstungskonzernen und mit ihnen liierten Bankmonopolen, von militärischen Führungsgremien und den für die Militarisierung zuständigen Teilen des imperialistischen Staatsapparates ein fest umrissener Begriff eingebürgert: Militär-Industrie-Komplex (MIK). Die Bezeichnung geht auf einen früheren USA-Präsidenten, Dwight D. Eisenhower, zurück. Als dieser Verfechter einer aggressiven Politik zu Zeiten des kalten Krieges im Januar 1961 aus dem Amt schied, erklärte er zu allgemeiner Überraschung: „Wir in der Regierung müssen uns davor hüten, den Militär-Industrie-Komplex übermäßigen Einfluß erlangen zu lassen. Die Möglichkeit eines verhängnisvollen Anwachsens einer solchen unberechtigten Macht besteht und wird bestehen."
Mittlerweile ist diese Möglichkeit längst zur Realität geworden. Bürgerlich-liberale Publizisten der USA haben mit Namen und Adressen detailliert nachgewiesen, wie und welche Vertreter extrem rechter, besonders aggressiver Gruppierungen des Monopolkapitals sich der Exekutive in Washington bemächtigt haben. Verwurzelt vor allem in der kalifornisch-texanischen Rüstungs- und Finanzoligarchie, ist die Regierung Reagan mehr als jede frühere mit dem Militär-Industrie-Komplex verbunden. Sein bestimmender Einfluß findet im Hochrüstungs- und Konfrontationskurs Washingtons sowohl personellen wie politisch-staatlichen Ausdruck. Absolut beherrschend wurde, wie Gordon Adams in einem Buch dieses Titels dokumentiert, „das eiserne Dreieck" von Weißem Haus, Pentagon und Rüstungsmagnaten, das „die amerikanische Wirtschaft in seine tödliche Umarmung nimmt und den militärischen Kurs des Landes diktiert" – auch in Richtung All.
Sich von dieser Verderben bringenden Umklammerung zu lösen, das geht heute die ganze Welt an. Diese Erkenntnis hat sich bereits niedergeschlagen, als vor wenigen Wochen 150 Staaten den sowjetischen Resolutionsentwurf in der UNO annahmen, den Weltraum zu ausschließlich friedlichen Zwecken, für das Wohl der Menschheit zu nutzen. Ausgenommen haben sich die USA, die sich der Stimme enthielten. In seinem Fernsehinterview hat Andrej Gromyko gefragt: „Was ist notwendig, um noch erfolgreicher für die Beseitigung der Gefahr eines Krieges und für die Festigung des Friedens zu wirken? Notwendig dafür ist, daß alle Staaten, ob große, ob kleine, noch stärker für eine Sache wirken, für die Beseitigung der Kriegsgefahr und für die Festigung des Friedens... Den Kampf um den Frieden müssen alle Staaten führen, die großen wie die kleinen und die ganz kleinen... Wir sind davon überzeugt, daß die Kräfte, die sich für den Frieden einsetzen, stärker sind als die Kräfte, die dem Krieg und dem Wettrüsten das Wort reden."

Foto: Archiv

Ihre Gedanken...

...zu diesem Foto erbaten wir in den Heften 1 und 2/85, um damit einen Austausch von Erinnerungen, Erfahrungen, Erkenntnissen und Erlebnissen aus der Zeit des Neubeginns nach der Befreiung vom Hitlerfaschismus anzuregen. Inzwischen sind die ersten Briefe eingetroffen:

Dieses Bild drückt Nachdenklichkeit und Zuversicht aus, und das in einem so starken Maß, daß ich dazu meine Gedanken niederschreiben will. Ich gehöre zu der Generation, die, von der Nazi-Propaganda verführt, „zu den Fahnen" eilte und dann ein bitteres Erwachen hatte. Mit achtzehn Jahren wurde ich kurz vor Kriegsende schwer verwundet und mußte als beinamputierter junger Mensch den Weg ins Leben gehen. Zunächst half mir dabei der Überlebenswille. Wir fanden uns in der damaligen Antifa-Jugend zusammen. Das hat uns geformt und die Zuversicht gegeben, daß die Menschheit in Glück und Frieden leben kann, wenn jeder seinen Teil dazu beiträgt. Trotz meiner Behinderung habe ich fast von Anfang an mitgewirkt am Aufbau des Gaskombinats Schwarze Pumpe und arbeite heute noch dort als Schichtarbeiter in rollender Schicht.

Heinz Rathke, Hoyerswerda

Heute, da wir durch fleißige und gewissenhafte Arbeit sowie durch stete und aktive Hilfe der Sowjetunion, deren Städte genauso aussahen wie auf dem Foto, ein in der Welt anerkannter sozialistischer Staat sind, kann man diese Zeit schnell vergessen. Trotzdem betrachte ich das Bild als Mahnung und Aufforderung auch für jene, die erst danach geboren sind, alle Kräfte dafür einzusetzen, daß es zu solch einer Katastrophe nicht mehr kommt. Darin sind wir uns als alte Generation mit der jungen, die noch viel Arbeit haben wird, einig.

Walter Mikosch, Frankfurt (Oder)

Wenn man einen Bummel durch unsere schöne Stadt Dresden macht, sieht man am besten, wie vieles wieder aufgebaut wurde. Ich möchte die Bauarbeiter loben und alle anderen, die beteiligt sind, ehe ein Wohnblock den Mietern übergeben werden kann. Wir wollen alles, was wir uns geschaffen haben, erhalten. Der 40. Jahrestag der Befreiung wird dieses Jahr in unserem Land überall gefeiert. Auch will die ganze Menschheit in Frieden miteinander leben, dafür üben wir Solidarität.

Ingeborg Drabant, Pulsnitz

Dieses Bild ist vor allem für unsere Kinder und Enkel wichtig, denn sie sollen die Geschichte begreifen. Viel wurde für den Frieden getan. Wer mit Interesse das Zeitgeschehen verfolgt, der weiß, daß Verhandlungen über Abrüstung viel Kraft und Besonnenheit erfordern. Das zeigt uns auch die in Genf getroffene Vereinbarung. Wir sind alle mit Verstand und Herz dabei, denn was wir geschaffen haben, wollen wir nicht verlieren. Wachsam müssen wir sein, niemals ermüden im Kampf um den Frieden, damit der Feind keine Chance hat.

Gerda Sprengel, Friedland

Die Nachkriegszeit war schwer genug. Nie wieder Krieg, das ist auch unsere Devise. Durch die Einheit der Arbeiterklasse gelang es mit Hilfe der UdSSR, unsere neue Gesellschaftsordnung aufzubauen. Doch das Errungene muß auch geschützt werden. Ein neuer Weltbrand würde in der Zeit der Atomwaffen die Vernichtung der Erde bedeuten. Wir haben drei Enkelkinder, sie sollen keine Kriege mehr erleben. Stellen wir uns mit allen unseren Mitteln, mit unseren Fähigkeiten und Leistungen auf die Seite des Fortschritts. Erst dann werden wir glücklich sein können. Um die Menschheit, um die Erde zu erhalten, müssen wir alles tun.

Elfriede Riesner, Zwickau

Ich bin Jahrgang 1951. Aber zerstörte Häuser und Trümmerberge sind auch mir noch aus der Kindheit in Erinnerung. Ich muß den Lebensmut der Menschen bewundern, die trotz alledem mit dem Aufbau begannen.

Detlef Kraft, Kleinneuhausen

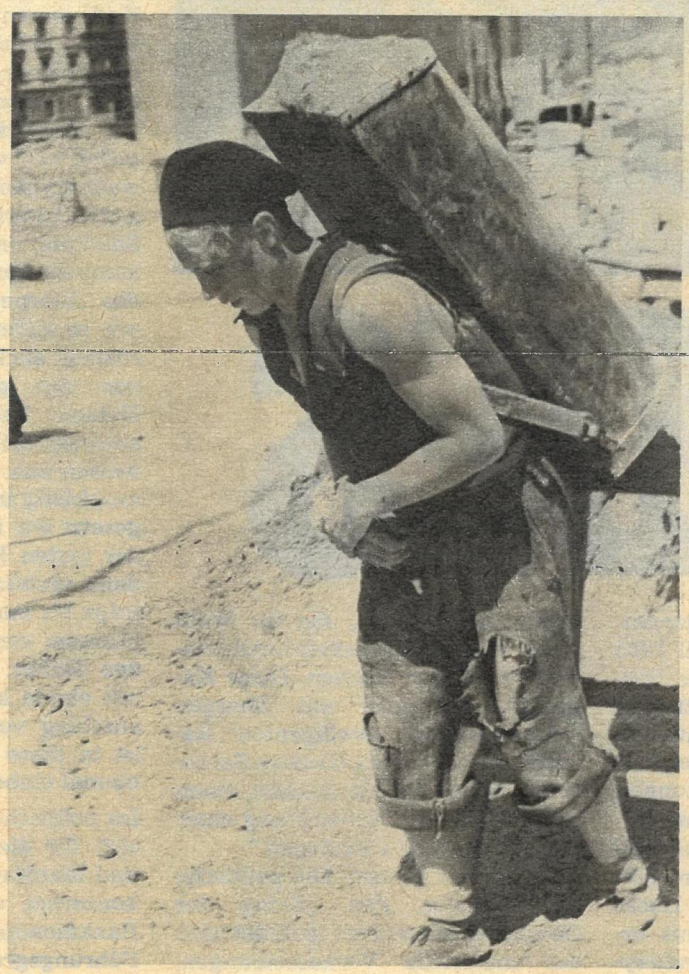
Vielleicht wird sich mancher Betrachter dieses Bildes fragen, wozu die Vergangenheit wieder hervorholen, all das ist längst Geschichte, die wir endlich vergessen sollten. Gewiß, man brauchte den schrecklichen Krieg nicht in Erinnerung zu bringen, wenn dies die heutige Wirklichkeit nur zuließe. 8. Mai 1945 – dieses Datum steht für vier Jahrzehnte Frieden und den Aufbau des ersten Arbeiter-und-Bauern-Staates auf deutschem Boden. Das Foto zeigt die damalige Situation. Trümmer über Trümmer, aber auch ein kleiner Hoffnungsschimmer, im Vordergrund die nachdenkliche Frau. Vielleicht hält sie Ausschau, ob ihr Mann aus dem Kriege heimkehrt. Die Blumen sind für mich Sinnbild dessen, was getan werden mußte, um aus den Ruinen eine neue Heimat zu schaffen. Unter Leitung bewährter Antifaschisten und der Roten Armee begann das, was viele als sinnlos, als unmöglich erachteten, der Aufbau.

Hans-Joachim Grahl, Cottbus

Ich kann mir denken, daß Sie vor allem mit Meinungen der älteren Generation gerechnet haben. Doch auch ich habe mir Gedanken zu diesem Bild gemacht. Ich bin 17 Jahre alt und wurde in einen gewissen Wohlstand hineingeboren, den Menschen geschaffen haben wie diese zwei Frauen. Sie mußten neuen Lebensmut nach einem langen schrecklichen Krieg finden. Ich werde im September dieses Jahres in Potsdam anfangen zu arbeiten, also dort bald eine Wohnung erhalten, nicht von Ruinen umgeben! Viele Menschen haben dafür gekämpft und gearbeitet, daß **wir** heute 40 Jahre Frieden haben, in schönen Städten leben und nicht nur trockenes Brot essen müssen.

Ricarda Merkwirth, Luckenwalde

Wir erwarten weiter Ihre Briefe, liebe Leser! Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie dieses Bild betrachten? Erzählen Sie von Ihren Lebenserfahrungen, von Ihren Lebenserwartungen. Aus den Briefen, die uns monatlich erreichen, wählen wir zehn aus, die eine Anerkennung von je 50 Mark erhalten.



Preisfrage

Heft 3/85

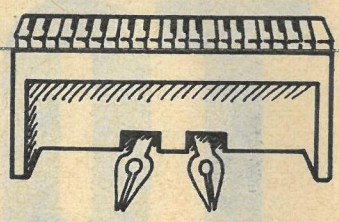
Was ist eine Stolowistin?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 5/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 13. Februar 1985. Auflösung von Heft 1/85: Kryogenmasch. Wir gratulieren Kurt Rudnick aus Rostock.

Porzellan

So war es richtig in Folge 1 „Russisches Porzellan" (FW 1/85): Johann Friedrich Böttger (Repro oben). Viele Leser, darunter Kurt Hedtke aus Niesky, erwähnten außerdem, daß Böttger 1682 in Schleiz geboren wurde und am 13. März 1719 in Dresden verstorben ist. Danke! Es gewannen: 150 M Rudolf Bäwert, Magdeburg; 100 M Werner Kerber, Aschersleben; 50 M Christa Hüttich, Wittenberg.

Wer schreibt uns?



Dalia Savickaitė, 20 Jahre alt, absolvierte eine Kunsthochschule und interessiert sich für Musik und Tanz, wünscht Briefwechsel in Russisch oder Deutsch. UdSSR, 235 000 Lituania, Bokštu, 9–36;
Marina Dorochina, 20 Jahre alt, Studentin der Pädagogischen Hochschule (Deutsch und Englisch), hat die Musikschule beendet, spielt Klavier und treibt Sport. UdSSR, Tulskaja obl., 301 650 Uslowaja, kwartal „50 let Oktjabrja", 9–21.

Leserfoto

Was hat hier Günter Seyfert aus Krumhermersdorf fotografiert? Wir sind gespannt auf Ihre Deutung, liebe Leser!

Wo man singt...

Die Klasse 9 R_2 der Juri-Gagarin-Oberschule Görlitz hat seit einiger Zeit freundschaftliche Beziehungen zur Familie Sorokin aus Minsk. Igor Sorokin ist ein bekannter Bariton und Verdienter Künstler der UdSSR. Im November weilte nun Familie Sorokin zum zweiten Mal in Görlitz. Sowohl die Schüler als auch die sowjetischen Gäste bereiteten sich fleißig auf einen Liederabend vor, der ein schöner Erfolg wurde. FDJler begrüßten die Gäste mit einem russischen Lied und deutschen Volksliedern. Eine Schülerin trug ein Friedensgedicht vor, das Frau Sorokina ins Deutsche übersetzt hatte. Igor Sorokin sang Lieder von Händel, Bach, Schumann und Tschaikowski. Zum Schluß sangen die Schüler gemeinsam mit Igor Sorokin das lustige Volkslied „Ich ging emol spaziere...".

Christian Schiefer, Görlitz

Damit stehen Ihre Freunde nicht allein – hier ein Foto von Thor Heyerdahl während seines Auftretens vor Geographie-Studenten der Lomonossow-Universität in Moskau.

Sie fragen – wir antworten

Heute Weltfestspiele

Zum Bericht „Ganz Moskau für die Jugend" (FW 25/84) hätte ich gern noch eine Auskunft. Wann und in welchen Städten fanden bereits Weltfestspiele der Jugend und Studenten statt?

Dieter Bischof, Berlin

Wir zählen der Reihe nach auf: Prag 20. Juli bis 17. August 1947 – 17000 Delegierte aus 72 Ländern; Budapest 14. bis 28. August 1949 – 14000 Delegierte aus 82 Ländern; Berlin 5. bis 19. August 1951 – 26000 Delegierte aus 104 Ländern; Bukarest 2. bis 16. August 1953 – 30000 Delegierte aus 111 Ländern; Warschau 31. Juli bis 14. August 1955 – 30000 Delegierte aus 114 Ländern; Moskau 28. Juli bis 11. August 1957 – 34000 Delegierte aus 131 Ländern; Wien 24. Juli bis 4. August 1959 – 18000 Delegierte aus 112 Ländern; Helsinki 29. Juli bis 6. August 1962 – 18000 Delegierte aus 137 Ländern; Sofia 28. Juli bis 6. August 1968 – 20000 Delegierte aus 142 Ländern; Berlin 28. Juli bis 5. August 1973 – 26000 Delegierte aus 140 Ländern; Havanna 28. Juli bis 5. August 1978 – 18500 Delegierte aus 145 Ländern. Übrigens wurde der Vorschlag, die XII. Weltfestspiele in Moskau zu veranstalten, im November 1983 auf einem Antikriegsmeeting der Moskauer Jugend unterbreitet. Inzwischen tragen weiter die Jugendlichen unseres Landes zur Finanzierung bei. Zum Beispiel leisteten Teilnehmer eines internationalen Treffens in Moskau unter dem Motto „Für das Recht auf Arbeit, für das Recht auf Leben" eine Arbeitsschicht für den Fonds der Weltfestspiele. Unser Foto zeigt Teilnehmer des Treffens aus Venezuela, Mexiko, Sri Lanka, Finnland und der UdSSR auf dem Roten Platz.

Ihr Leserforum

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: TASS/Welikshanin, Tschumitschew, Hildegard Dreyer, Josef Schmidt, Archiv; Vignetten: Martin Kotsch

Reisedia-Börse

Angeregt durch Ihre Leserbriefseite möchten wir Sie bitten, mit folgendem Text dem Reisebüro Cottbus herzlich zu danken: Im Juni 1984 erlebten wir 15 herrliche Urlaubstage in der UdSSR. Im Namen aller Mitreisenden möchten wir uns bei unserem Reiseleiter Kurt Newiak bedanken. Jeder bekam schon Wochen vor der Reise mehrseitige Reisehinweise aus eigener Produktion! Umsichtig, erfahren, hilfreich und in allen Situationen eine Lösung findend führte er uns durch Georgien und Aserbaidshan. Aber der absolute Höhepunkt war die von ihm organisierte Reisenachlese. Fast alle folgten seiner Einladung nach Cottbus, besuchten gemeinsam das Raumflugplanetarium „Juri Gagarin", meines Wissens das erste Planetarium der Welt mit vollautomatischer Programmsteuerung. Der zweite Trumpf: eine Filmvorführung über unsere Reiseroute. Dann begann der Erfahrungs- und Dia-Austausch. Die Dia-Börse war ein Paukenschlag: Viele konnten ihre Reiseandenken vervollständigen bzw. ergänzen.

J. und W. Kaiser, Sedlitz

Seefahrt vor Kolumbus

Seit ich das Buch „Kon-Tiki" gelesen habe, ist mein Interesse für Thor Heyerdahls Forschungen nicht erlahmt. Deshalb freute mich Ihr Bericht über seinen Besuch in der Sowjetunion und seine neuen Forschungen auf den Malediven (FW 1/85). Meine sowjetischen Brieffreunde sind auch von ihm begeistert.

Horst König, Leipzig

Rätselhafte Fortuna

Nach welchen Kriterien werden die Rätsel ausgewertet, da *nie* eine Berlinerin oder ein Berliner gewinnt! Wir sind sehr enttäuscht.

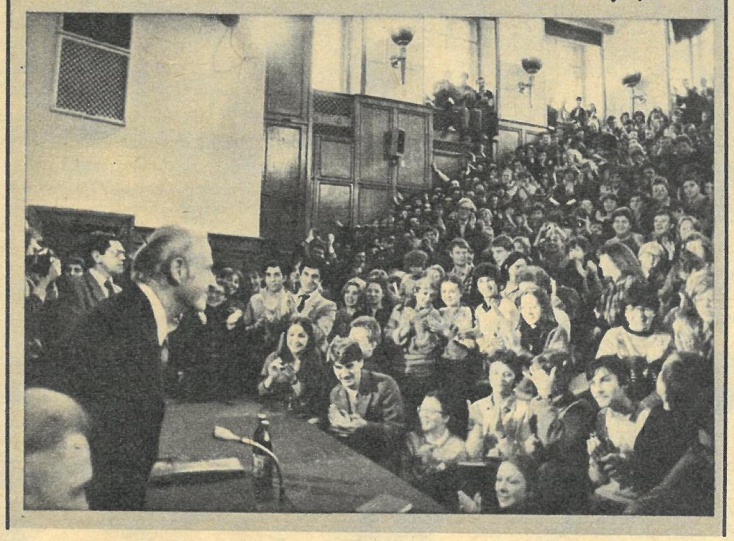
Ursula Jipp, Berlin

Ihre Frage, liebe Frau Jipp, ließ uns natürlich keine Ruhe. Sollte die Glücksgöttin wirklich einen Bogen um unsere Hauptstadt machen? Wir blätterten in den Heften des Jahres 1984 und fanden unter den Gewinnern von Preisaufgaben mehr als 20 Berliner und Berlinerinnen!

Schach populär

Mit den Schachgeschichten auf den Leserforumseiten leistet die FREIE WELT einen guten Beitrag zur Popularisierung dieses Spiels. Als Vorsitzender der Studentenkommission des Deutschen Schachverbandes der DDR freut mich das ganz besonders. Unsere Kommission geht neue Wege zur Gewinnung von Schachfreunden. Erstmalig wird in der DDR ein freiwilliger Schachunterricht für Lehrerstudenten eingeführt. Er begann an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena. Wir möchten erreichen, daß die zukünftigen Lehrer Schach-Arbeitsgemeinschaften leiten können. Schach fördert das logische Denken. Der sowjetische Staatsmann und Organisator der Schachentwicklung Krylenko sagte, es sei eine Waffe der kulturellen Erziehung.

Götz Preuße, Jena



Eine Winterreise in die Mongolische Volksrepublik ist nicht alltäglich, ganz und gar ungewöhnlich ist eine solche Reise zu einer Zeit, da man zu Hause normalerweise die Füße unter den Tisch streckt. Für die Reporter der FREIEN WELT fielen indes die Weihnachts- und Neujahrsfeiertage aus, sie wollten die letzte Woche des alten Jahres im Zentrum Asiens verbringen und Augen und Ohren feiern lassen. Sie versenkten sich in die Zeugnisse der Vergangenheit, sprachen mit Schriftstellern, Künstlern und Wissenschaftlern über moderne mongolische Kunst, Literatur und wissenschaftliche Entdeckungen und erlebten eine fremdartige Landschaft unter Schnee und Kälte. Ihr erster Bericht heißt: Eine offne Jurte für den Freund.

Hirte im Vorland
des Chentai-Gebirges

Ulan-Bator,
die moderne Hauptstadt
der Mongolischen Volksrepublik

Die Autoren dieses Beitrags

Eine offne Jurte für den Freund

Ein Beitrag von Helmut Zemke (Text)
und Detlev Steinberg (Bild)

Eine offne Jurte für den Freund

Die steilen Bergwände sind mit Moosflechten bedeckt, in grellem, kaltem Licht ragen sie feindlich empor in einen tiefblauen wolkenlosen Himmel, sie gleichen uneinnehmbaren Festungsmauern. Mühelos springt die gute alte Antonow drüber hin und gleitet in das flache, weiträumige Tal des Tuul-Flusses hinab, wo die Stadt des Roten Rekken liegt: Ulan-Bator-Chotor. Nach dem alten, längst nicht mehr gebräuchlichen Mondkalender der Mongolen neigt sich das Jahr der schwarzen männlichen Maus seinem Ende zu, es ist Weihnachts-Neujahrszeit in Europa, hier aber in Zentralasien feiert man andere Feste. Erst im November zu Beginn dieses Winters begingen die mongolischen Werktätigen das Fest der sechzigsten Wiederkehr der Gründung ihrer Volksrepublik, und auf dem Gipfel des Jahres zur Sommerszeit findet das traditionelle Naadam zum alljährlichen Jubiläum der Volksrevolution statt, auf dem man den sogenannten Adlerringkampf und die Wettbewerbe im Reiten und Bogenschießen austrägt. Einer der schönsten Anlässe zu feiern ist das Ende des langen Winters. Aber noch liegt das im Schoß der erstarrten Erde. Der Frühling ist so weit entfernt wie für uns Berlin, seine Keime sind fest von Eis umschlossen, es hat minus 40 Grad, über die Hauptstadt, über das ganze riesige Land zwischen den nördlichen und nordwestlichen Gebirgsmassen und der Wüste Gobi regiert der Winterkaiser mit dem Zepter strengen Kontinentalklimas.

Eine Winterreise in die Mongolei? Wer wagt das schon? Den ganzen Weg vom Airport in die Stadt beschäftigt mich diese Frage. Und erst als wir uns im komfortablen Hotel aus den Pelzen schälen, weiß ich die Antwort: Wir haben hier viel zu gewinnen, nicht alles, doch genug, um reicher zurückzukehren. Reicher an Erfahrung und Erlebnis macht uns die Gastfreundschaft und herzliche Offenheit der Menschen, jene ungewöhnlich vielfältige, farbenfrohe Kultur, jene alte, immer noch geheimnisumwitterte Geschichte, von denen wir gelesen haben, jene in ihrer Schönheit und stillen Größe einzigartige Natur, die noch unter dem schweigenden Schnee etwas vom ewigen Rhythmus offenbart, den wir Leben nennen. Am Wesen des Mongolen von heute fallen mir indessen zwei Seiten ganz besonders auf: Sein Stolz auf die in knapp einem Menschenalter vollzogenen Wandlungen in Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur – seine unverbildete Beziehung zur Natur.

Die Natur kann nicht wirklich feindlich sein, obwohl sie sich durchaus manchmal so gebärdet. Sie nimmt den Menschen in ihre Arme, wie die Mongolen sagen, und sie zerdrückt nur den, der sie nicht kennt und achtet. Wer sich ihr hingeben will, muß sich ihr auch widersetzen. Eine Dialektik, die den Menschen hierzulande, wie mir vorkommt, im Blute steckt. Nur deshalb haben sie, als sie die Segnungen der Zivilisation noch nicht kannten, überlebt, nur deshalb widerstehen sie heute den Verführungskünsten mancher unliebsamer Begleiterscheinungen eben dieser Zivilisation. Sie geben sich ihrer heimatlichen Landschaft mit der gleichen kindlichen Freude hin, wie den Gütern einer in gewisser Weise alle Menschen der Erde vereinenden Zivilisation. Die Auskunft auf die Frage, wie sie die Welt hinter den Bergen und ihr Verhältnis zu ihr einschätzen, war einhellig: Wir sind nicht aus der Welt, wir haben eine Verantwortung für sie, und wir wissen, wo unsere Feinde, wo unsere Freunde sind.

Alle, die ich traf, machten auf mich den Eindruck ganzheitlicher Persönlichkeiten, ob es der Professor der Archäologie Akademiemitglied Ser-Odshaw, der Maler und Kunsthistoriker Zultem oder die Schriftsteller Zewegmid und Tüdew sind – sie zeigen sich verbunden mit der Vergangenheit ihres Volkes, wie mit der Gegenwart, die das Ergebnis eines gewaltigen Sprunges aus der Feudalepoche in den Sozialismus ist.

Die Gegenwart der Mongolen kann nur begreifen, wer ihre Geschichte kennt, besonders die der über sechzig Jahre, welche der Volksrevolution von 1921 folgten. Es ist, als träte ein Volk aus dem Dunkel der Vorgeschichte plötzlich in das helle Licht seiner eigentlichen Geschichte, als nähme es auf einmal all das in Besitz, was ihm in Jahrhunderten vorenthalten wurde: das Recht zu leben, stets in Frage gestellt durch fortwährende Stammesfehden, durch Hunger, Seuchen und verheerende Kriege, die Freiheit, drastisch eingeschränkt durch die bestehenden Feudalverhältnisse, Bildung und Kultur, von denen der Arate durch Kirche und Staat abgeschnitten war. Die Araten, die Werktätigen von heute haben sich in denkende, urteilende, gebildete Menschen verwandelt, die ihr Land selbst regieren, es von Tag zu Tag verändern. Moderne Kultur und Zivilisation jedoch sind ihnen nicht durch jenen einmaligen Akt der revolutionären Befreiung in den Schoß gefallen. Mit Liedern, so wahr und schön sie auch sein mögen, macht man kein Pferd satt, heißt es hier. Deshalb Industrie, wie das Kupfer-Molybdän-Werk

Blick von der Tuul-Brücke auf das im Hintergrund liegende klassizistische Gebäude des dramatischen Theaters.
Auch unter dem Schnee finden die Tiere in der Steppe und im Gebirge ihre Nahrung.

von Erdenet oder das Industriezentrum Darchan, deshalb die Erweiterung landwirtschaftlicher Nutzflächen, deshalb die Steigerung und Rationalisierung der Viehproduktion. Es ist kein Geheimnis, daß das Beispiel der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und die brüderliche Hilfe der Sowjetunion dies alles erst Wirklichkeit werden ließ. Nicht ein einziger Gesprächspartner, dem ich gegenübersaß, vergaß meine Aufmerksamkeit gerade auf diesen Punkt zu lenken, und ich halte es durchaus nicht für eine Höflichkeitsfloskel, daß sie auch das kooperativ-freundschaftliche Verhältnis zur DDR hervorhoben.

So gegenwartsbewußt sie auch sein mögen, dieses kleine Volk, und das wissen die Mongolen genau, hat eine lange und komplizierte Vergangenheit, deren Kenntnis es zu seinem Selbstverständnis als moderne sozialistische Nation braucht. Wir haben Archäologen, Ethnologen und Historiker, Sprach- und Religionswissenschaftler, Künstler und Schriftsteller befragt – bevor sie uns den gegenwärtigen Zustand erläuterten, zeichneten sie uns Bilder der Vergangenheit, wohl wissend, daß Zustände Entwicklungen haben. Nehmen wir eines von den Bildern. Einst entstanden aus den Steppen und Flußtälern, aus der Tiefe dieser archaischen Landschaft große Völkerbewegungen, die Asien, aber auch Europa in einen Strudel der Veränderungen rissen. Die Zeit der europäischen Völkerwanderung, etwa im vierten Jahrhundert unserer Zeit, begann an den Flüssen Orchon und Selenga, nordwestlich Ulan-Bators, dort, wo mongolische und sowjetische Archäologen erst vor zwei Jahren Reste einer Stadt aus dem vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung ausgruben. Wir sprachen mit dem, der diese Ausgrabungen leitete, er wird uns in einem späteren ausführlichen Beitrag einen Arbeitsbericht geben. Diese Ausgrabungen haben seither wissenschaftliche Hypothesen zu gesicherten Erkenntnissen werden lassen, sie haben aber auch neue Rätsel aufgegeben.

Ein anderes Bild: Viel später, im 12. und 13. Jahrhundert, war das Tal des Onon-Flusses welthistorische Landschaft. Von hier brach Temüdschin, genannt Tschinggis-Chan, auf, die Welt zu erobern. Als er sich anschickte, das Gebirge zu überqueren, um nach Westen vorzustoßen, soll er ausgerufen haben: Wir müssen zuerst den Himmel stürmen, um uns die Erde untertan zu ma-

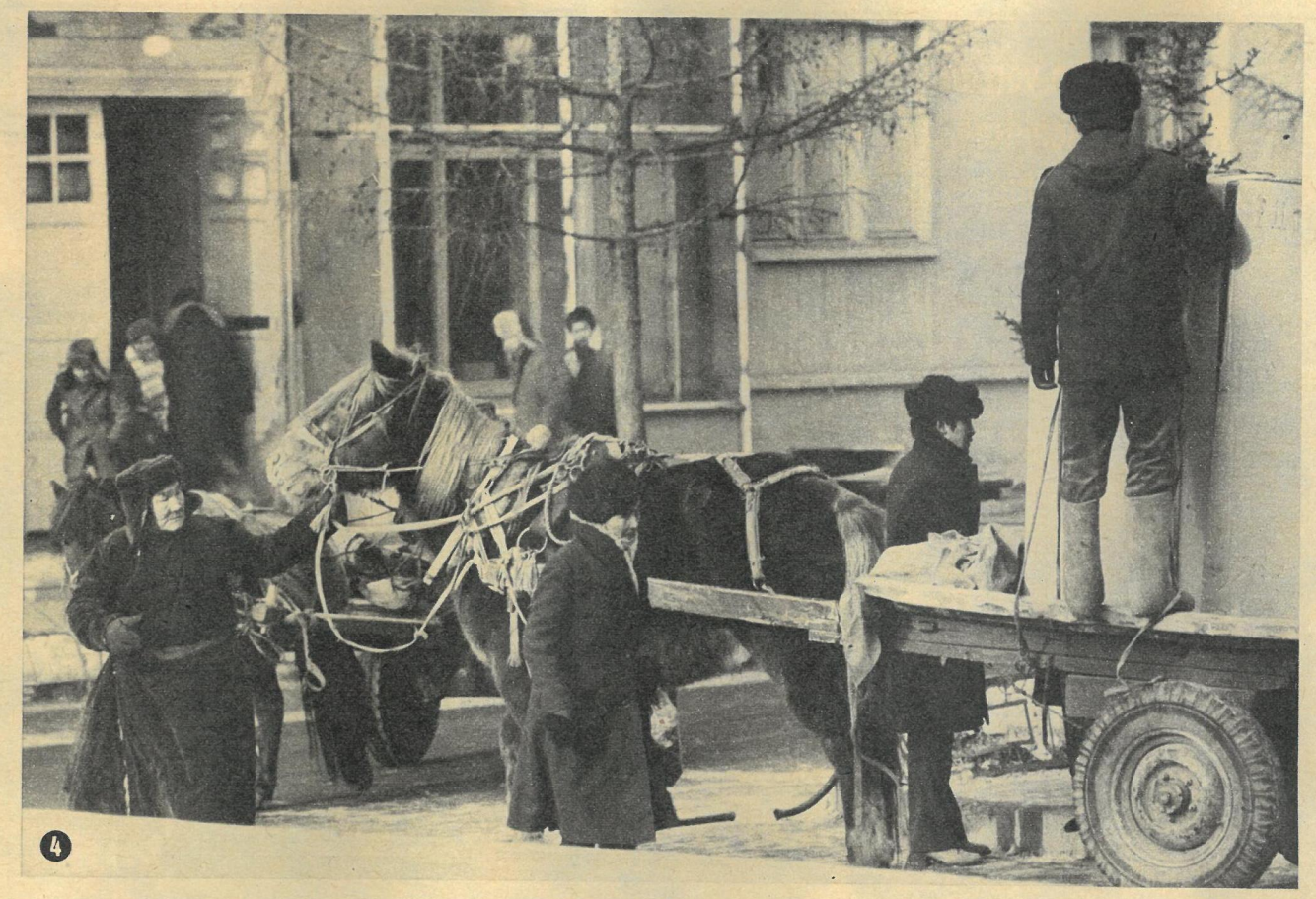
Fortsetzung Seite 50

1

2

3

Eine offne Jurte für den Freund



1. **Wer des Weges kommt in der Steppe oder in den Bergen, legt nach alter Sitte auch heute noch einen Stein, eine Münze oder Ähnliches auf einen Hügel, den man Owoo nennt .**
2. **Auf der neuen Magistrale eines Neubauviertels herrscht reges Leben. Im Hintergrund das Gandang-Kloster .**
3. **Wissenschaftliche Mitarbeiterin des religionsgeschichtlichen Museums von Ulan-Bator .**
4. **Umzug in der Stadt auf beliebtem traditionellen Pferdewagen .**
5. **Das Warenhaus „Univermag" kann sich über mangelnden Umsatz nicht beklagen .**

chen! Sehnsüchtig sah er den Adlern und Geiern in den Lüften nach, denn er selbst mußte Gebirge und Steppe mit seiner rollenden Jurte überwinden, die von vierundzwanzig Ochsen durch die halbe Welt gezogen wurde. Was den Menschen dieser fernen Epoche als unabänderliches Fatum erschien – Tschinggis-Chan, die Geißel Gottes – erscheint uns heute in anderem Licht. Krieg ist nicht unabänderlich, wie wir inzwischen wissen, und das oft beschworene Schicksal wurde seines mystischen Gewandes entkleidet. Die Mongolen lächeln vielsagend, wenn man sie an Tschinggis-Chan erinnert, immerhin hat er die mongolischen Stämme im 13. Jahrhundert zu einem einzigen Volk zusammengeschmiedet, das rechnen sie ihm als historisches Verdienst an, aber sie wissen andererseits, daß er alles andere als eine Geißel Gottes, ein unabänderliches Fatum, ein höheren Ortes beschlossenes Strafgericht für die furchtbar dezimierten und unterjochten Völker war. „Natürlich war er Chef einer raub- und beutegierigen Feudalklasse", sagt mir der Schriftsteller Galsan, „wir haben diese Klasse 1921 durch unsere Revolution entmachtet. Man kann ihre Zeit, ihre Kultur und die Resultate ihrer Verbrechen in unseren Museen besichtigen."

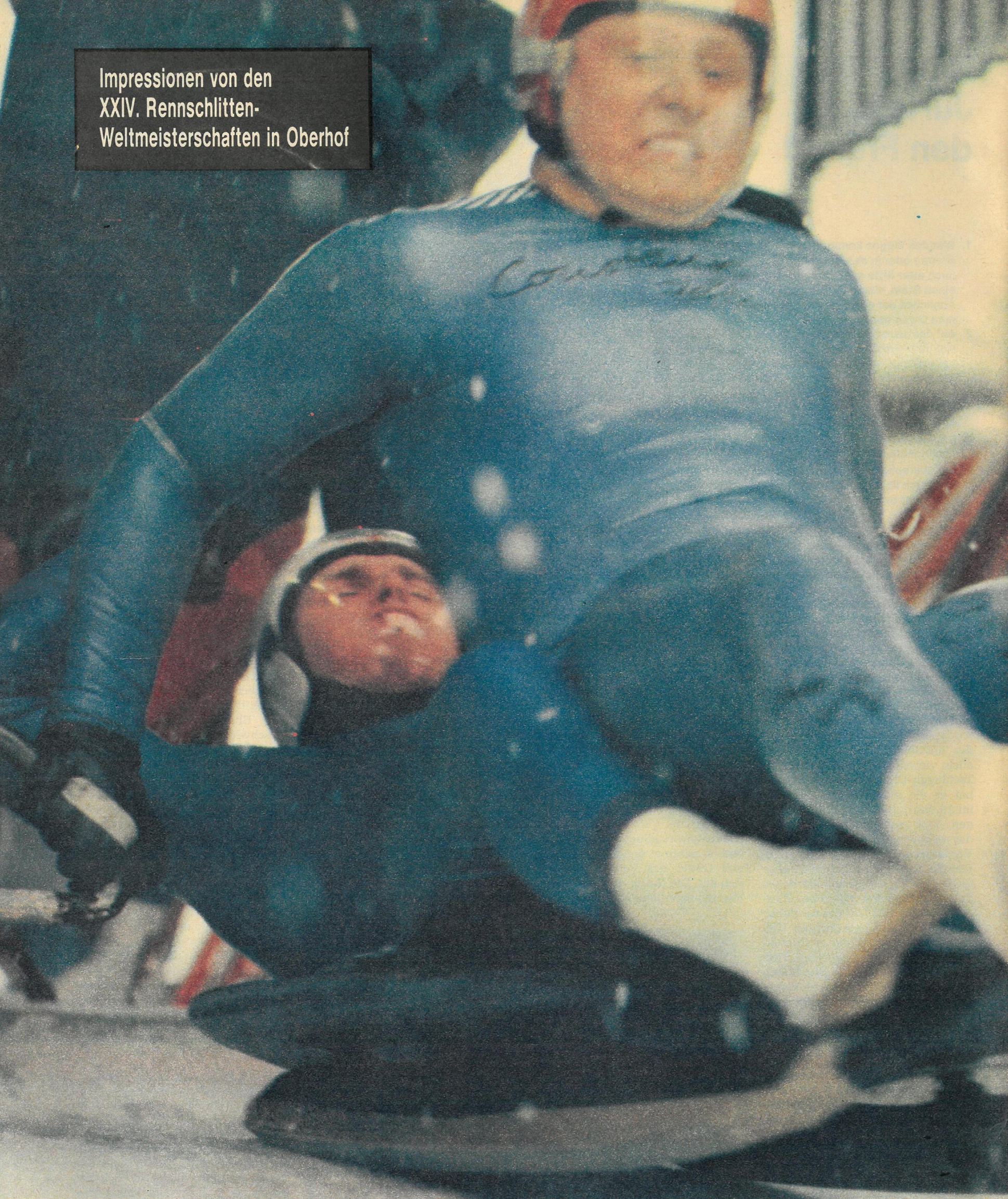
Wenn etwas Bewahrenswertes von diesem langwährenden Feudalzeitalter, dieser Epoche der Stagnation und des Rückschritts, des Aberglaubens, der Unwissenheit, der Macht der Religion und der lamaistischen Kirche übrigblieb, so sind es die schöpferischen Leistungen der Handwerker, der Volkskunst und der Künstler, die über das damalige Leben Auskunft geben. Diese positive Hinterlassenschaft in Kunst und Architektur, an Schriftdenkmälern und Folklore genießt in der Mongolischen Volksrepublik Achtung und Pflege. Kunst und Architektur waren seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, als die Religion des Buddhismus in der Form des Lamaismus in der Mongolei zur herrschenden wurde, religiös bestimmt. Der Lamaismus wurde zur mächtigen Stütze des Feudalstaates. Er predigte Unterwerfung und Passivität, Geduld im Ertragen des leidvollen Daseins. Wie schwer es war, dieses negative Erbe abzustreifen, das spiegelt sich in der nachrevolutionären Kunst und Literatur auf die sinnfälligste Weise. Auch darüber wird im folgenden noch zu berichten sein.

Obwohl der Lamaismus ältere Glaubensvorstellungen des Volkes verbot, nahm er dennoch Dämonen und Götter des Volksglaubens in sich auf. Die Natur ist nach solchen Vorstellungen von Göttern und Dämonen belebt. Um sie dem Menschen günstig zu stimmen, gab es viele Bräuche. Aber der alles erduldende, abergläubische, von Dämonen und bösen Geistern beherrschte Arate gehört der Vergangenheit an. Steppe, Wald, Gebirge sind von Göttern gereinigt, auch die Natur ist entmystifiziert. Sie erscheint als das, was sie wirklich ist, als Nährmutter, als Schönheit der Formen und Farben, als Schauplatz historischer Ereignisse. Die mongolische Landschaft, heute übrigens Hauptgegenstand der mongolischen Malerei, ist streng, keineswegs dürftig oder gar trostlos. Ich habe sie trotz eisiger Umklammerung überall entdeckt. In den tief eingeschnittenen Seitentälern des Chentai-Gebirges, wo jetzt die Maralhirsche bis vor die Türen der Behausungen kommen, in der Tuul-Ebene, wo man den kleinen zottigen Pferden begegnet oder berittenen Hirten mit ihren Stocklassos.

Natürliche Landschaft vereinigt sich mit der 1500 Meter hoch gelegenen Stadtlandschaft Ulan-Bators, wo die bizarre Himmelslinie der Berge allgegenwärtig ist. Im Dunst einer nie ermüdenden Sonne verschwimmen die Gebirgskämme zuweilen in stimmungsvollem Ungefähr, um so schärfer sind die Konturen moderner Hochhäuser hinter geschwungenen, tierbestückten Dächern alter Pagoden, über deren Türen die Landschaft in Pflanzen- und Blumenornamenten fortlebt. Beschwörungsformeln des Frühlings, der eines Tages aus den tiefer gelegenen Regionen heraufsteigen wird zu kurzer Rast. Er bringt die Kräuter mit und den Regen und bereitet dem feurigen Sommer Quartier. Es ist erstaunlich, daß die Kraft der wenigen Wochen dieser langerwarteten Jahreszeit ausreicht, den Bestand alles Lebendigen über den nächsten grausamen Winter zu bringen. Rinder und Schafe sieht man auf vielen schneeverwehten Weiden. Ein Wunder, wie sie unter der weißen Decke Nahrung finden. Ein Wunder auch, so scheint mir, ist die unerschöpfliche Kraft der Menschen dieses Landes, die aus dem Winter eines ehemals in Armut, Unwissenheit und unvorstellbarer Bedrückung hingebrachten Lebens aufgewacht sind.

Der Schlüssel für meine Jurte liegt im Herzen des Fremdlings, sagt der Arate. Ich habe sie offen gefunden, die Jurte. Ein neugieriger Blick in ihr Inneres hat mir noch nicht das Ganze enthüllt; was in den Schränken und Truhen ruht, blieb mir einstweilen verborgen. Doch was ich entdeckt, will ich demnächst mitteilen.

Impressionen von den XXIV. Rennschlitten-Weltmeisterschaften in Oberhof



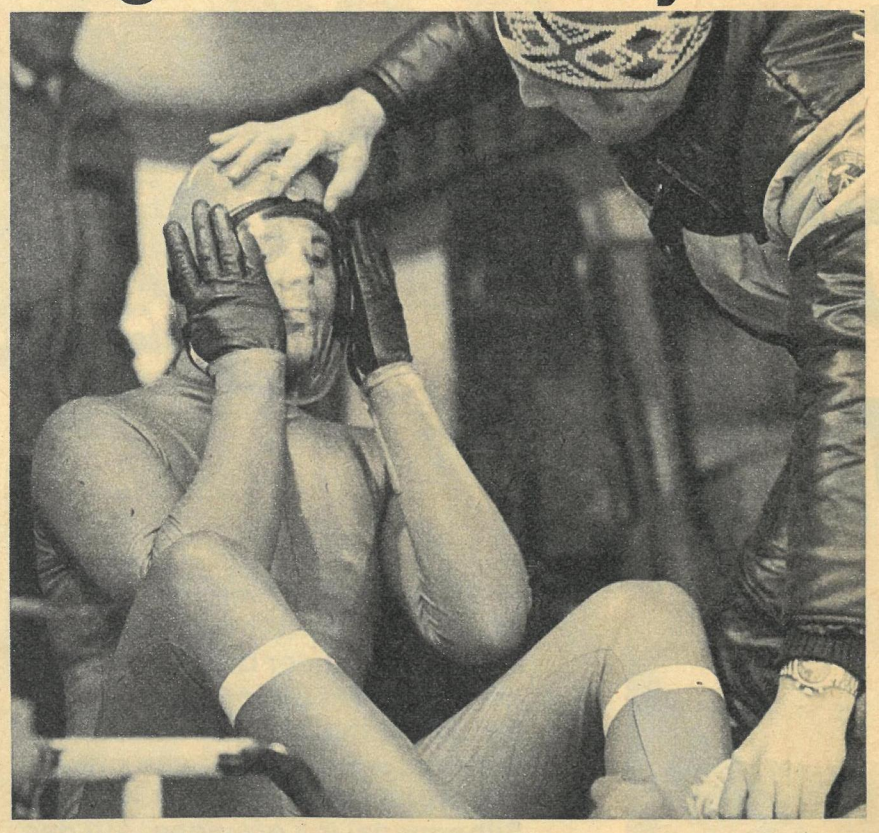
Aalglatt durchs Labyrinth

Weltmeisterin
Steffi Martin

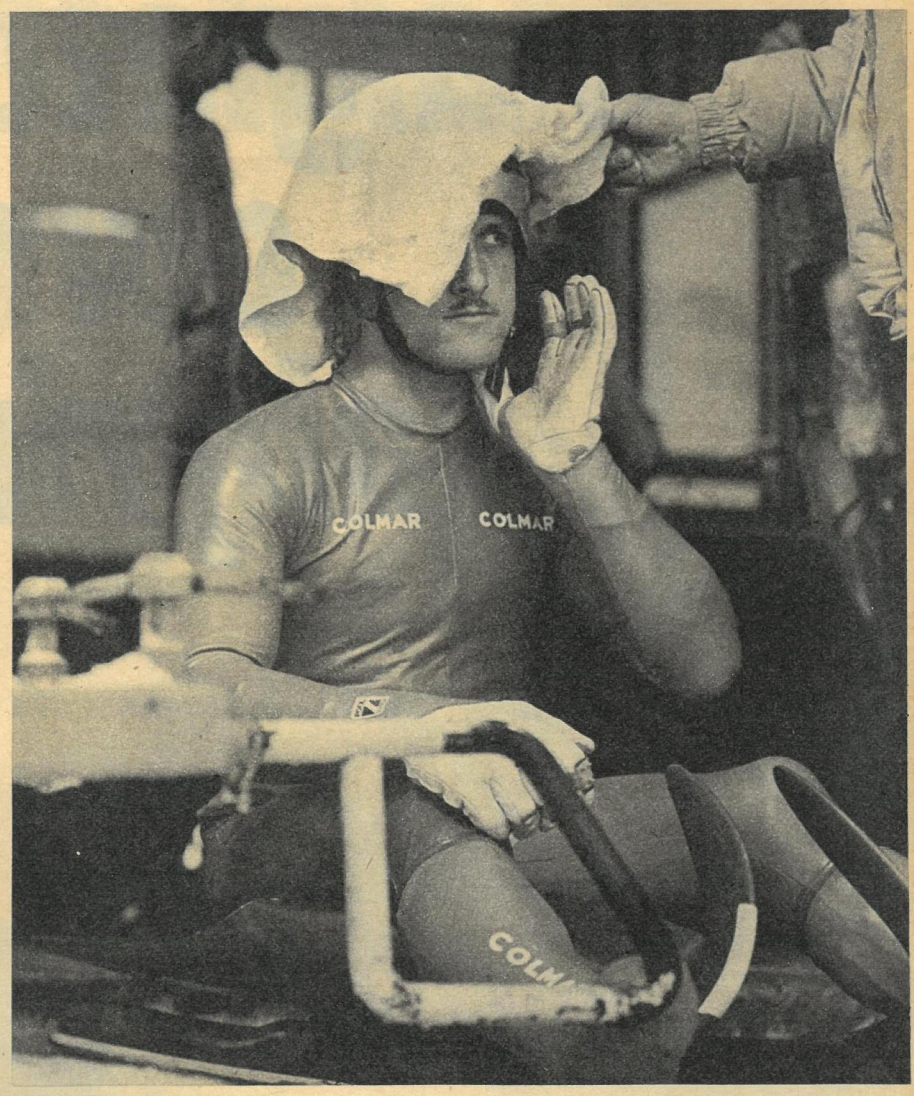
In Cervinia und Oberhof bilanzierte der Schlitten- und Bobsportverband der DDR ein Wochenende der Superlative. Auf der Natureisbahn am Fuße des Matterhorns wurden im Zweier- und Viererbob beide Gold- und beide Silbermedaillen errungen. Auf der Höhe des Thüringer Waldes bewerkstelligten auch die Rennschlittenfahrer den „Idealfall“: Dreimal Gold, dreimal Silber, zweimal Bronze – mehr Medaillen kann eine Mannschaft nicht bekommen. Eine weitere Goldmedaille steuerten in Seefeld die Skispringer bei: Jens Weißflog wurde Normalschanzen-Weltmeister. FW-Reporter Hans Richard Vollbrecht (Text) und Volker Hohlfeld (Foto) waren in Oberhof dabei.

Weltmeister
Jörg Hoffmann/
Jochen Pietzsch

Aalglatt durchs Labyrinth



Dreimal Sekunden vor dem Start: Weltmeister Michael Walter (DDR) ...



... Tim Nardiello (USA) ...

Mit olympischem Gold, vier Welt- und drei Europameistertiteln sowie einer reichhaltigen Kollektion anderer Medaillen gilt die Oberhofer Diplomsportlehrerin Margit Schumann als erfolgreichste Rennschlittenpilotin aller Zeiten. Ihrer exklusiven Sammlung an sportlichem Edelmetall darf noch hinzugefügt werden, daß sie zwischen dem 7. Februar 1972 („als ich in Sapporo die olympische Bronzemedaille errang") und dem 7. Januar 1977 („als mir beim DDR-Meisterschaftskampf auf dem Fichtelberg ein unerklärbarer Startfehler unterlief") nirgendwo ein Rennen verlor. Sie hat auch überall, wo sie fuhr, irgendwann einmal einen Bahnrekord markiert, oft genug auch zwei, drei. Dabei war es egal, ob sie auf künstlich vereisten Bahnen wie Igls oder Königssee nach dem Sieg griff oder auf Naturbahnen wie Imst, Olang, Hammarstrand und Krynica. In Oberhof trug sie sich elfmal als Bahnrekordhalterin ein! Bei ihrem letzten Rekord, am 12. März 1978, meisterte sie die für Damen 895,50 Meter lange und mit zwölf Kurven bestückte Eisrinne in 42,191 Sekunden. „Und gegen Ende meiner Laufbahn war ich froh, als ich meiner damaligen Nachfolgerin Melitta Sollmann noch unter die 42-s-Grenze folgen konnte."

Margit Schumann hat 1980, als Olympiasechste von Lake Placid, ihr letztes Rennen bestritten. So war es ihr nicht mehr vergönnt, einmal auf jener Bahn zu fahren, die heute als die schnellste der Welt gilt: Sarajevo. „Die zu meiner Zeit temporeichste Bahn war die von Lake Placid, obwohl dort die Männer noch viel schneller waren als wir Frauen: Ihrem Startplatz oberhalb von uns folgte eine lange Gerade, auf der die Geschwindigkeit derart zunahm, daß sie sich auf unserem Abschnitt bereits in vollster Fahrt befanden. Schnell – dabei allemal sicher wie anspruchsvoll – war zu allen Zeiten auch Oberhof. Aber wer dort gewinnen oder solche Bahnrekorde fahren will wie Michael Walter, Ute Oberhoffner und Jörg Hoffmann/Jochen Pietzsch, muß blitzsauber, technisch nahezu fehlerlos fahren. Jede Kleinigkeit wird hart bestraft, nichts wird dir geschenkt. Wenn du die Kurve 7 nicht richtig erwischst und dadurch in die nächstfolgende ‚stumpf' hineinfährst, kommst du nicht mehr zur Ruhe, hast du Probleme bis ins Ziel. Ein Sieg oder eine gute Plazierung hängt immer am seidenen Faden ..."

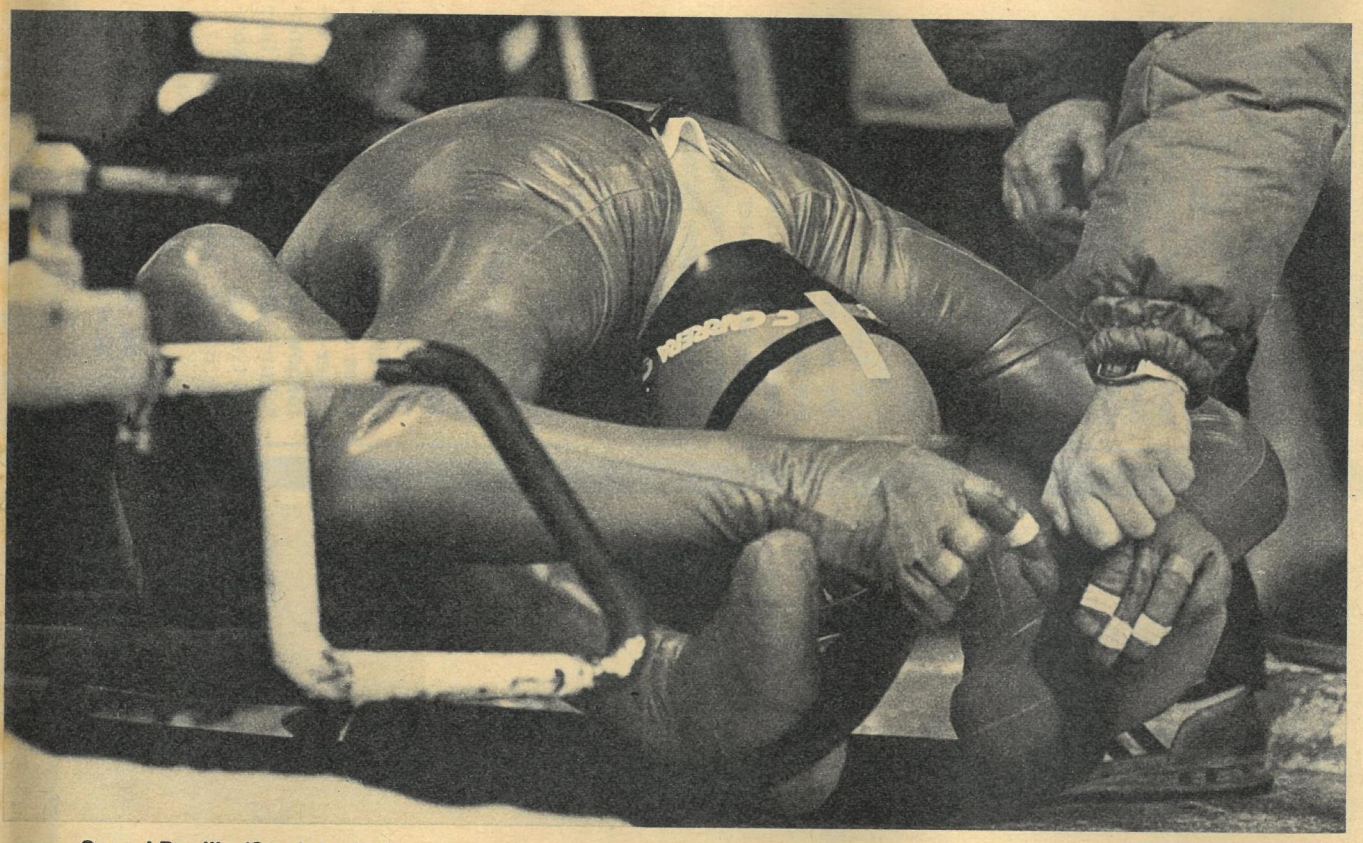
Die ersten Bahnrekorde, die 1971 in Oberhof gefahren wurden, nehmen sich gegen die heutigen wie Spazierfahrten aus. Um fünf Sekunden sind die derzeitigen Rekorde besser als die von damals – ein unheimlicher Unterschied angesichts der rasenden Talfahrten im Tempo 100 und viel mehr. „Daß im Laufe von vierzehn Jahren die Rekorde serienweise gepurzelt sind, liegt in vielen Ursachen begründet", sagt Margit Schumann.

FW-Besuch bei Margit Schumann in Oberhof

Bisher 159 Rennschlitten-Medaillen für die DDR

Weil bei den Olympischen Spielen 1980 in Lake Placid auch Weltmeisterschaftsmedaillen vergeben wurden, erhöhte sich in Oberhof die Erfolgsbilanz der DDR-Rennschlittenfahrer bei Olympischen Spielen, Welt- und Europameisterschaften auf 159 Medaillen. Den Hauptanteil an diesem Konto hatten die Siege: 68mal Gold, 53mal Silber, 38mal Bronze. Wie schon 1973 wurde jetzt in Oberhof das Optimum erreicht: Gold, Silber und Bronze bei den Damen- und Herren-Einsitzern, Gold und Silber bei den Doppelsitzern.

	Gold	Silber	Bronze
Olympische Spiele	12	7	7
Weltmeisterschaften	31	24	18
Europameisterschaften	25	22	13



... Sergej Danilin (Sowjetunion)

„Die ‚Eismacher' wurden immer besser, sie leisteten von Jahr zu Jahr höhere Qualitätsarbeit. Die Rennkleidung veränderte sich, der Schlittenbau entwickelte sich weiter, die Athleten wurden athletischer, noch erfahrener und technisch reifer..." Daß beim Kampf der Weltelite um die Titel '85 kein neuer Bahnrekord aufgestellt wurde, lag nach Ansicht der Experten an einem Manko, daß nur diese Experten selbst wissenschaftlich erklären können: „Nach der langen Frostperiode war das Eis zu alt, also nicht mehr so glatt..."

Auf der Oberhofer Rennschlittenbahn, die ebenso zur absoluten Weltspitze gehört wie unsere Fahrer, haben bisher zwei Weltmeisterschaften und ein Europachampionat stattgefunden. Eine Erklärung dafür, daß die DDR-Nationalmannschaft sowohl 1973 (WM) und 1979 (EM) wie nun auch 1985 einen wahren Medaillensegen über sich ergehen ließ, ist nicht mit dem Satz abgetan: Auf seiner Hausbahn regiere eben der Hausherr. „Es gibt keine einzige Bahn auf der Welt, auf der wir DDR-Rennschlittenfahrer nicht schon gesiegt hätten", sagt Margit Schumann. „Nur zu Hause stark zu sein, war nie unsere Sache. Auf der Oberhofer Bahn haben auch schon andere gewonnen, Sergej Danilin zum Beispiel, der sogar vor zwei Jahren Rekord fuhr. Was wir jetzt in Oberhof bewiesen haben, ist die Summe unserer Anstrengungen, jene Traditionen fortzusetzen, die 1962 auf der 130-km/h-Bahn von Krynica durch Thomas Köhlers und Ilse Geislers Weltmeistertitel begründet wurden. Und wenn Steffi Martin jetzt in Oberhof gewann, dann hat sie als erfolgreiche Titelverteidigerin und Olympiasiegerin von Sarajevo bewiesen, daß sie in der Tat die momentan beste Rennschlittenfahrerin der Welt ist. Ich bin überzeugt: Sie hätte es auch woanders zustande gebracht!"

Als der Weltmeisterschaftskampf von Oberhof '85 zu Ende war, freute sich Steffi Martin über ihre erfolgreiche Titelverteidigung, „weil mir der Sieg nicht leichtgemacht wurde und ich bis zum letzten Lauf alles geben mußte, um zu gewinnen". Ihren Titel verteidigt, den sie vor zwei Jahren in Lake Placid errungen hatten, haben auch Jörg Hoffmann und Jochen Pietzsch: „Seit 1982 hat uns in Oberhof niemand mehr geschlagen..." Dieser Doppelsitzer war übrigens der einzige Schlitten, der während der Weltmeisterschaft an den bestehenden Bahnrekord hautnah herankam. Im ersten Lauf verfehlten beide ihre eigene Bestzeit um sechs Hundertstelsekunden!

Zieleinlauf des verwaisten Schlittens der Polin Lucyna Kabat

Im nächsten Heft:

Die Dresdner Semperoper ist wiedererstanden!

Nach vierzig Jahren zeigt sich dieses nationale Kultur- und Baudenkmal in seiner Schönheit: „Ein Juwel an der Elbe".
Unser Foto:
Chefarchitekt Wolfgang Hänsch

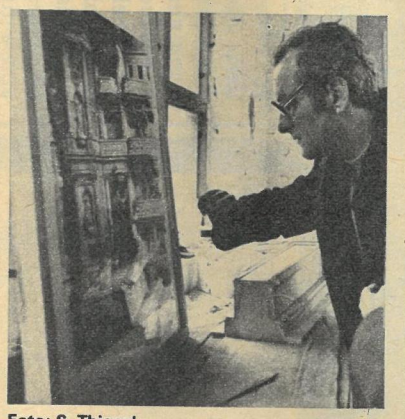


Foto: S. Thienel

Tag der Sowjetarmee

Langjährige Tradition der FREIEN WELT zum Tag der Sowjetarmee:
FW-Reporter zu Gast in einem Truppenteil. Marineinfanteristen demonstrieren ihr hohes fachliches Können.

Patente & Talente

Wo man lernt, ungewöhnlich zu denken... – FREIE WELT besuchte die Bakuer Erfinderschule.

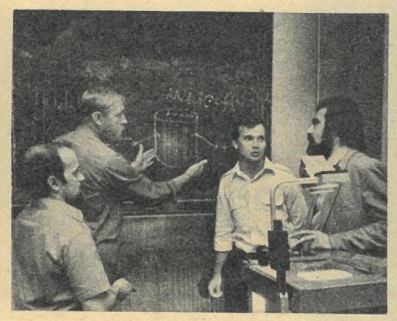


Foto: V. Billeb

Kamele gehen meilenweit

Auch im Zeitalter der Technik gewinnt das „Schiff der Wüste" wieder an volkswirtschaftlicher Bedeutung. FREIE WELT-Reporter berichten interessante Details über die Kamelzucht im sowjetischen Mittelasien.

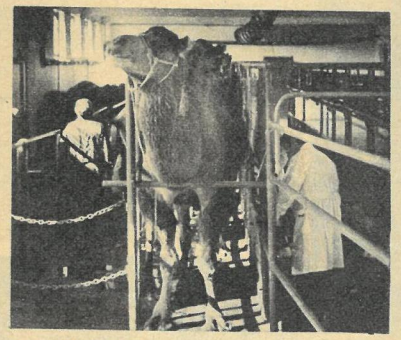


Foto: V. Billeb

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

RUSSISCHES PORZELLAN (3)

FREIE WELT

Von Dichtern und Künstlern besungen

UNSERE FRAGE:

Welche Oper Glinkas hat einen Volkshelden des Vaterländischen Krieges von 1812 zur Titelgestalt?

Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Kennwort „Russisches Porzellan3" an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 13.2. 1985. Auflösung und Gewinner in Heft 5/85, Leserforum. Gewinnen können Sie 150M, 100M und 50M. Viel Erfolg!

Foto:
W. J. Potschajew

Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts stieg die Anzahl der privaten Porzellanfabriken in Rußland sprunghaft an. Die führende und angesehenste von ihnen blieb das Unternehmen F. J. Gardners. Seine Erzeugnisse bildeten neben denen der kaiserlichen Manufaktur die Qualitätsmaßstäbe und Musterbeispiele für die Nachahmung durch andere Fabriken.

Doch die Fruchtbarkeit des Einflusses Gardners bestand nicht nur in der Herausforderung der Entwicklung technischer und künstlerischer Fähigkeiten bei den Porzellanherstellern in der russischen Provinz, sondern auch in einer Art „Propaganda" für die der Zeit eigenen Ideen und Bestrebungen. Die Epoche des Vaterländischen Krieges von 1812 gebar eine Welle ungewöhnlichen patriotischen Aufschwungs und förderte auch eine gewisse Demokratisierung der Kunst. Sie rief Themen und Gestalten hervor, die den wirklichen Helden der Ereignisse, das russische Volk, zeigten. Die „Wasserträgerin" ist eine der poetischsten Schöpfungen dieser Art und gleichzeitig eine der bemerkenswertesten Arbeiten der russischen Porzellanplastik des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts. Mit ihrer lyrischen Stimmung und der natürlichen Grazie, die eine einfache Bäuerin einer antiken Göttin ähnlich machen, errang das kleine Bildwerk die allgemeine Bewunderung und Begeisterung der Zeitgenossen. Gerade so, nicht derb-volkstümlich, sondern von feiner Schönheit und Erhabenheit, sahen die Künstler ihr Volk, so besangen es Alexander Puschkin, Michail Glinka, Alexej Wenezianow. Es verwundert daher nicht, daß die erstmals nach dem Modell eines der größten russischen Bildhauer des Empire, Stepan Pimenow, in der kaiserlichen Manufaktur geformte Statuette wie hier bei Gardner auch in anderen Fabriken nachgebildet wurde.

Wasilissa Pachomova-Göres

Das Signet in der Überschrift ist das Markenzeichen.